

Dann in Vallerozzi zu meiner Wohnung ein Haus mitsamt einem Prozesse gegen Nicoli di Libri. In meinem Stalle 8 Pferde, welche man als meine Lämmer und als deren Leithammel man mich bezeichnet.

Fernerhin habe ich einen Affen; dazu einen Raben, der sprechen kann, und den ich mir darum halte, weil er einen gottesgelahrten Esel im Käfig das Reden lehren soll.

Überdies habe ich eine Gule um Hexen gruseln zu machen; zwei Pfauen, zwei Hunde, zwei Raben, Sperber und andre Raubvögel; sechs Hennen und achtzehn Küchlein, zwei maurische Hühner und noch viele andre Vögel, die aufzuzählen nur Konfusion machen würde. Auch habe ich drei scheußliche böse Bestien und das sind meine drei Frauenzimmer.

Endlich besitze ich dreißig erwachsene Kinder und was diese Ladung betrifft, so werden Ew. Erzellenzen wohl zugeben, daß ich darin Engros-Besitzer bin.

Wer nun Vater von 12 Kindern ist, der darf laut Gesetz nicht zu den Kommunalsteuern herangezogen werden. Damit will ich mich Euch zu Gnaden empfohlen haben. Lebt wohl!

Sodom, Sodoma derivatum

Sodoma.“

Dieses Schriftstück läßt uns Sodoma in seinem wahren Wesen — als Humoristen erkennen. Solch' ein Mann, veranlagt, aus dem lebendigen Dasein die komischen Momente herauszufinden, geneigt des Scherzens halber im Gespräch das Eigentliche mit dem Uneigentlichen zu verwechseln, und fähig, durch Redewendungen, Beziehungen und Gedankenblitze die Einzelercheinungen im Menschen-dasein in treffender, überraschender Weise mit einander zu verweben, — ein so gearteter Geist hatte damals nicht die Möglichkeit, als Maler, als Künstler sich auszuleben, sich selbst in seiner eigentlichen Natur zu geben — niemals wenigstens in seinen Hauptwerken, in den ihm in Auftrag gegebenen Gemälden zum Schmucke von Kapellen und Kirchen.

Sodoma war, wenn auch Lebemann und zuweilen Satiriker, — wie schon aus seiner Tierfreundlichkeit hervorgeht, — humanen Regungen durchaus zugänglich. Darum ist nicht abzusehen, warum er nicht genug Empfindungsfähigkeit besitzen sollte, um zeitweise solche Stoffe zu behandeln, welche, wie die religiösen, recht eigentlich Sache des Gemüthslebens sind.

Gleichwohl war sein sprühender, nach witzigen Vergleichen suchender und auf die Ereignisse des Tages gerichteter Geist den strengen, geschlossenen, knappen und bestimmten Formen des hohen Stils der kirchlichen Malerei von Natur abgeneigt.

In seiner Zeit stehend, war Sodoma dennoch gezwungen, fortgesetzt Bilder ersten, religiösen Inhaltes zu malen. Darum kann es nicht verwunderlich erscheinen, wenn seine Werke oftmals nicht völlig durchgearbeitet sind, — wenn ihm, seinem Temperament und dem auf Abwechslung gerichteten Sinn zufolge,

des öfteren die Geduld ausging und er seine Bilder hastig und unordentlich zu Ende führte; — oder daß er zuweilen angefangene Arbeiten liegen ließ und davon ging, wie es z. B. bei den Fresken in der Marktkapelle von Siena der Fall war, und dafür lieber jung und alt am Hofe des Fürsten von Piombino durch seine köstlichen Einfälle amüsierte. Auch der Fürst hatte seine Freude an ihm, beauftragte ihn einige Bilder zu malen, behielt ihn ein Jahr lang bei sich und beschenkte ihn reich, bevor er ihn entließ. Heutzutage hätte Sodoma einen viel weiteren Kreis, ein größeres Publikum zu erheitern und zu ergötzen vermocht. Sein Geist, mit dem Humor eines Schriftstellers veranlagt, würde früh genug in die seinem Naturell am meisten zusagenden Bahnen eingelenkt haben und — paßte es ihm nicht mehr, Bilder großen Umfanges zu malen, würde er zum Zeichenstift gegriffen haben, um seinen lustigen Einfällen die nachhelfenden bildlichen Darstellungen beizufügen. — So wäre er in unsrer Zeit sicher ein hervorragender Mitarbeiter z. B. der „Fliegenden Blätter“ geworden. Damals, eingezwängt in die engen Schranken seiner Zeit, konnte der beste Teil seines Sch, die humorvolle Weltbetrachtung, dem Gemeinwesen, — einem weiteren Publikum nicht bekannt werden und mußte darum verkümmern; denn in seinem Jahrhundert gab es kein Organ, in dem er seinen Humor hätte verwerten können.

Durch seine Ausbildung in der Schule des hoheitsvollen, gewaltigen Leonardo da Vinci war sein Talent in strenge Zucht gekommen, aber in Bahnen geleitet worden, die ihm nicht zusagten.

Die Übermacht des Meisters wirkte eine Weile auf den talentvollen, aber leichtlebigen Schüler, sodaß er so lange korrekt in der Zeichnung und gewissenhaft in der Ausführung blieb, als das große Vorbild in seiner Seele haftete. In dem Grade aber, wie seine eigene Natur sich entwickelte und zum Durchbruch gelangte, wurde er ungleichmäßiger und flüchtiger in Zeichnung und Ausführung seiner Werke. Was ihn begeisterte, am meisten interessierte, das führte er am vorzüglichsten aus, das Übrige war Nebensache. Er war ein großer Verehrer der Frauenschönheit — und sein Talent befähigte ihn, dieselbe in süß-anmutiger Weise aufzufassen und wiederzugeben. Auch schöne jugendliche Männergestalten führte er mit Liebe aus. Besonders als er sich 1508 in Rom an den Werken Raffaels begeistert und an diesem starken, reinen Quell wonniger Schönheit gesunden getrunken hatte, wuchsen ihm selber neue Schwingen, sogar für Malereien in kirchlichem Sinne. Sein etwas später in Siena gemalter „Christus an der Säule“ bezeugt dies, — nach Prof. Dr. Vischer ein Werk von ungewöhnlicher Inspiration.

Im Jahre 1513 sehen wir ihn wieder in Rom. Er malte dort im Auftrage des Agostino Chigi in der Villa Farnesina (Villa Chigi) die „Hochzeit Alexanders mit Roxane“, <sup>1)</sup> sein größtes Werk, das ihm auch den meisten Ruhm eingebracht hat. Diese Aufgabe sagte ihm zu. Das Werk ist nicht frei von Fehlern, wie er sich ja fast niemals ganz über die Leichtfertigkeit seines Naturells zu erheben

<sup>1)</sup> Der Kopf der „Roxane“ ist durch die Abbildung in W. Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte“ allgemein bekannt.

vermochte, gehört jedoch zu dem Besten, was er geleistet hat. Hören wir jedoch das Urtheil eines Unparteiischen über dieses Werk, der bei Beurteilung dieses Künstlers nach denselben Prinzipien verfährt, deretwillen man mich bei der Beurteilung Rembrandt's so stark angegriffen, ja sogar angefeindet hat.<sup>1)</sup> Nach der Besprechung der „unbeschreiblich reizenden Gestalt der Korane“ (deren Kopf ein Meisterstück von Sodoma's „süßer“ Auffassung ist,) sowie der Würdigung aller Vorzüge dieses Werkes und der Erwähnung der begangenen Zeichenfehler heißt es: „Das ganze Gemälde jedoch ist ein höchst bedeutendes Werk seiner noch jugendlichen Mannesblüte. Es scheint ihm ganz besonders wohl darin zu sein, und in der That muß er sich bei der Schilderung eines solchen Gegenstandes auch zuhause fühlen. Denn er ist in seinem tiefsten Wesen ein Erotiker. Und er verleugnet diese Eigenschaft selten, immer tauchen ihre Zeichen wieder auf, üppige Wendungen, durchwärmte Weichheit der Glieder und jenes rosigte, trunkenes Lächeln. — Im Verlaufe freilich wird dann der Künstler durch diese bald entfehlte, bald latente Weibseligkeit mehr und mehr effeminirt und entnervt. Seine Kunst wird matt, flau und herzlos. Zeigen sich doch die Konsequenzen dieses Mangels an Strenge in seinen besten Jugendjahren.“

In seinem zweiten farnesischen Fresko kommen jedoch noch viel gravierendere Leichtfertigkeiten als in der Hochzeit Alexanders vor: „Die Familie des Darius vor Alexander“. Hierin ist das Meiste wie von einem recht gedankenlosen Anstreicher mit einer wahren Rohheit hingeschmiert. (Hier also verließ ihn die Kraft, d. i. Geduld und Ausdauer). „Nur eine von den Frauengestalten (die mit den Gerstenhalmen im Haar) strahlt wieder in einer milden, elegischen Schönheit.“

Mehr als seine großen, in Fresko gemalten Kompositionen sind ihm die Einzeldarstellungen von Propheten, Aposteln, Heiligen und auch seine Tafelbilder gelungen.

Das nach meiner Empfindung vorzüglichste seiner Werke, soweit ich dieselben kenne, ist die Einzelfigur des „heiligen Sebastian“ in seinem Martyrium. Vielleicht hat ihn der selten schöne Jüngling begeistert, den er sich als Modell ausersehen hatte, so daß er seine Kraft zusammennahm, um doch einmal etwas Vollendetes zu schaffen. Wir erblicken einen mit den Händen hinter dem Rücken gegen einen Baum gebundenen Jüngling, schön wie Apollo, der, von Pfeilen durchbohrt, sich schmerzvoll nach der rechten Seite biegt. Es ist das widerstandslose, sanfte Leiden eines weichen Gemüthes, einer reinen Seele, die ihr Schicksal, als aus der Hand Gottes kommend, mit Ergebung trägt. Der körperliche Schmerz wird in dem schönen, nach oben gewandten Antlitz mit den in Thränen schimmernden Augen vergeistigt und verklärt; die gewisse Zuversicht auf Himmelseligkeit nach überstandenen Leiden spricht sich in diesen Zügen aus. Durch die symbolische Engelsgestalt, welche sanft hernieder schwebt und ihm die Krone reicht, ist angedeutet, daß sich seine Hoffnung erfüllen wird; auch sehen wir den Märtyrer bereits von einem goldenen Strahl des Himmelslichtes umflossen. Auf diese Weise hat Sodoma den Eindruck

<sup>1)</sup> Möge Herr Professor Vischer verzeihen, wenn ich ihn abermals und vielleicht nicht zum letzten Male zitiere.

des Schrecklichen gemildert; der Beschauer wird durch die Auffassung des Künstlers gerührt und mit der Wahl des Gegenstandes verjöhnt.

Wenn man Sodoma so auf der Höhe seines Könnens erblickt, bedauert man es sowohl um der Kunst als um seinetwillen, daß es ihm nicht möglich war, sich auf dieser Höhe zu erhalten.

Das Martyrium eines andern Heiligen, dessen Seele die heilige Katharina in den Himmel betet, in der Dominikaner-Kirche zu Siena, beweist dagegen durch seine Stimmungslosigkeit, daß Sodoma hier garnicht bei der Sache war. Hier hat er das Gräßliche dem Beschauer recht vor Augen geführt und ihm den blutigen Rumpf des Enthaupteten zugekehrt. Die vielen Zuschauer aber, welche daneben stehen, sehen zu, als handle sich es sich etwa um eine Spritzenprobe; fast alle Gesichter zeigen eine Mundverziehung zum Lächeln, und ein junger Krieger links im Vordergrund macht eine tänzelnde Beinbewegung. — Nur zwei Frauengestalten sind mit Empfindung gemalt, die heilige Katharina, die inbrünstig betet, und ein junges, kniendes Mädchen an der rechten Bildseite. — Hier erkennen wir wieder unsern alten Sodoma mit seinen Schwächen, seiner Leichtfertigkeit, die wahrlich zu andern Darstellungen als denen von Martyrien neigte. —

Man denke sich den Fall, der strenge, feierliche, großartige Signorelli hätte das Unglück gehabt, hauptsächlich mit solchen Aufträgen bedacht zu werden, die sich für seine hochgespannte Seele und seinen ernstern Sinn so wenig geeignet hätten, wie Marterszenen und feierliche Vorgänge für Sodoma. — Wäre Signorelli wohl der große Meister geworden, den wir fast uneingeschränkt in ihm bewundern? — Das schwelgerische Gelage des Königs Heliogabalus würde, von seiner Hand gemalt, wie ein Trauermahl wirken, und ein Bacchantenzug müßte den Eindruck eines Grabgeleites machen. Signorelli's Menschen lächeln nicht, auch da nicht, wo sie es dürften und sollten. — So kann niemand über seine Natur hinaus! Jeder Mensch hat seine Grenzen, — so Signorelli, Sodoma und — auch Rembrandt.

Im Alter, wenn Phantasiethätigkeit und Begeisterungsfähigkeit ermatten, erscheinen diese Grenzen alsdann enger gezogen denn vorher. Von Sodoma's Altersstil sagt Professor Vischer, er sei „stumpf und nichtig.“ „Die verklärte Milde erblindet, die frühere Sorgsamkeit wird lotterig, eine allgemeine Knochen-erweichung greift um sich. Seine Kunst wie seine Persönlichkeit hatte eben nicht das Zeug dazu sich zu reformieren und mit neu Erworbenem zu schmücken.“

In Sodoma's Werken können wir also von seiner Jugend bis in sein Alter den Reflex seiner Charakteranlage erkennen und an der oft mangelhaften Ausführung dieser Werke den Einfluß seiner Lebensauffassung und Führung bemerken.

Albert Jansen sagt ganz richtig über Sodoma: „Für ihn war die Kunst niemals der höchste und letzte Lebenszweck, sie war ihm stets nur ein Teil, nur eine Äußerung seines Daseins. Im Genuße fühlte er sein Glück. Ihn reizte das Leben mit seiner Lust. —“ Und an einer andern Stelle: „Es spricht für die außerordentliche, angeborene Güte seines Charakters, daß er, ohne die leiseste Spur von einem reflektierenden, moralischen Wollen, von Besonnenheit und Plau-

mäßigkeit, im Leben eine eigentlich schlechte Handlung nie begangen hat.“ — Desgleichen: „Giovanno war nicht kleinlich, nicht neidisch, nicht gehässig. Vor denen, die größer waren als er“ (3. B. Raffael) „trat er gelassen und ohne Gemütsbewegung wie vor der Notwendigkeit aus dem Wege.“

Wenn Jansen am Schlusse seines Buches meint, die Werke Sodoma's ständen im Widerspruche mit seinem Wesen, indem der „leidenschaftliche Mann“ nicht Leidenschaften geschildert habe, „nicht Zorn, Wut, Entsetzen,“ — so befindet er sich über Sodoma's Gemütsanlage im Irrtum — ja, er zieht nicht die Konsequenzen aus den eigenen Beobachtungen und Studien. Sodoma's Gemüt neigte durchaus zur freudigen Lebensauffassung, zur Heiterkeit; — er war seinem Temperament nach Sanguiniker, nicht Choliker, — mehr Lyriker auch als Dramatiker; hauptsächlich aber war er Humorist und neigte zur Selbstironie, so daß er sogar in den Tadel anderer über sich selbst mit derbem Witze einstimmt und so jenen Tadel noch überbot. Seine Gemütsart war mehr auf Zerstreuung gerichtet als auf thatkräftiges, einem einzigen Ziele zustrebendes Handeln; — leidenschaftlich war er nur in der Liebe und in seinem Drang nach Vergnügungen.

In seinen Werken sehen wir ihn ganz, wie er war, mit seinen Stimmungen, seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Schwächen und Fehlern.

In diesen Zeugnissen seiner Geistes-thätigkeit erkennen wir den ganzen Menschen mit seinem Schönheits-sinn, seiner Empfindungs-fähigkeit, — wir sehen in ihm den Tier- und vor allem den Kinderfreund. Wir würden Sodoma's Wesen nicht voll erfassen, wenn wir nicht auf seine köstlichen Kinder-gestalten, seine Liebes-götter, seine „Putten“ achten wollten, in denen er das schalkhafte, fröhliche, naive, neckische, unschuldig reizvolle Wesen des Kindes so lieblich wiederzugeben weiß, wie es allein ein Mensch vermag, der die Kleinen versteht, sich gern und viel mit ihnen beschäftigt. — In seinen Arabesken aber hat er alle seine Tierlein verewigt und es auch nicht unterlassen, einige auf seinem Selbstporträt zu placieren. Sodoma war hochbegabt — aber ein Künstler ersten Ranges war er nicht. Er war gleich allen andern ein den Naturgesetzen und ihren Konsequenzen unterworfenen Mensch, — kein Halbgott, kein Mann der Ausnahme. Darum eben war der Vergleich mit Rembrandt schlecht gewählt; denn gerade an Sodoma kann man mit Leichtigkeit exemplifizieren, daß sich seine Persönlichkeit mit seinen Werken in völliger Übereinstimmung befindet, während dies bei Rembrandt und den ihm zugeschriebenen Werken durchaus nicht der Fall ist. Vielmehr drücken gerade diese Werke das vollste Gegenteil dessen aus, was Rembrandt im Leben thatsächlich war. — Wenn man die ihm zugeschriebenen Werke nach ihren Datierungen ordnet und gleichzeitig Rembrandt's Lebenslauf betrachtet, dann muß man zu dem Schlusse kommen, daß sich seine künstlerische Bervollkommnung und moralische Verschlechterung gleichzeitig vollzogen. — Was Rembrandt an sittlicher Kraft verlor, gewann er an künstlerischem Vermögen! — Der Geist des Künstlers erweitert und vertieft sich in dem Grade, als sein Charakter haltlos und erbärmlich wird. Die Verrohung seines Empfindens ermöglicht ihm eine stetig verfeinerte Auffassung des geistigen und besonders seelischen Gehaltes der Natur- und Menschenwelt. Was er nicht in der Seele hat, das

entquillt derselben unaufhörlich und gestaltet sich — durch diese rohe Hand hindurch — zu unsterblichen Werken. Was er nicht fühlt, das — kann er doch erjagen! In ergreifend stimmungsvollen Landschaften, in vornehmsten Porträts und hoheitsvollen Historienbildern bringt er den waltenden Geist der Zeit zum wahren Ausdruck: „Was hier in schwankender Erscheinung schwebt, befestigt er mit dauernden Gedanken.“

Rembrandt's Denken, Thun, Treiben, besonders in seinem späteren Leben, war derb realistisch und entfernt von aller Poesie.

Der Maler jener Bilder aber belauschte das wunderbare Naturwesen Luft, Licht, Wasser, Erde in seinem geheimnisvollen Leben mit ahnungsvoller Seele: Die Luft- und Nebelgeister fausen und brausen dahin oder huschen leise durch die stille Luft; — angstvoll bedrückend ruht ein Gewitter dumpf brütend über der Erde, und nur ein Strahl der Sonne — wie Hoffnung im Dunkel der Trübsal — durchbricht siegend den Wolkenschleier. Dann wieder bannt er die letzte Abendglut der Sonne zu ewig strahlender Pracht. —

Für das typische und individuelle Geistesleben des Menschen nach Alter, Temperament, augenblicklicher Gelegenheit und körperlicher Beschaffenheit findet der große Künstler stets den richtigen und angemessenen Ausdruck; nie erlahmt er, nie ermattet er, nie verlassen ihn Ausdauer, Fleiß und Energie. Das Leben seines Volkes und die ethische Bedeutung der biblischen Geschichten erfährt er mit einziger Tiefe, Geistesstärke und wahrer Empfindung. Sein ganzes Leben scheint aufzugehen in Grübeln und Sinnen, Erfinnen und Dichten, Abwägen, Gestalten und Darstellen. Nach diesen Kunstwerken zu schließen war seine Phantasie reich wie sein Geist und seine Seele voll sittlichen Ernstes, — alles in ihm ist groß, tief und wahr. Kein Merkzeichen verrät uns in seinen Hauptwerken den schwächlichen Charakter, den kleinlichen, unehrenhaften Menschen; je haltloser er wird, desto mehr gewinnen die augenscheinlich spät gemalten Bilder an innerer Haltung; je trostloser und armseliger sein Leben sich gestaltet, um so farben glühender werden seine Schöpfungen; je mehr ihm Hand und Geist erschlaffen, um so kühner wird seine Technik. Und im Gegensatz auch zu der Abnahme der Arbeitslust in seinem Leben mehrt sich die Zahl der vorzüglich ausgeführten Werke; und während die Akten das gänzliche Versiegen seiner Einnahmen bezeugen, wird behauptet, er habe in dem letzten, traurigen Jahrzehnt noch zahlreiche Historienbilder, Bildnisse und ein großes Porträtgruppenbild gemalt.

Wenn wir annehmen, daß er der Meister war, der jene große Zahl unvergleichlicher Malwerke geschaffen hat, dann ist Rembrandt eine Instanz, eine Ausnahme, ja etwas Außerweltliches und kann mit keinem andern Künstler, — überhaupt mit keinem menschlichen Wesen verglichen werden.

Weil die menschlichen Verhältnisse jedoch im allgemeinen und diejenigen der Künstler im besonderen nach Zeiten, Nationalitäten u. sehr verschieden zu beurteilen sind, so muß man bei Vergleichen, wenn man objektiv, also wissenschaftlich, historisch wahr bleiben will, auch alle die ausschlaggebenden Verhältnisse in Betrachtung ziehen.

Man muß zusehen, welcher Art die Aufträge und die Wünsche des Publikums waren, und erwägen, in welchem Verhältnis sie zu dem Talente und der Weltbetrachtung des Künstlers standen.

Dieses Verhältnis war für Sodoma ungünstig, für Signorelli günstig. — Auch für den Schöpfer der dem Rembrandt zugeschriebenen Werke ist dies Verhältnis überaus günstig gewesen.

So auch für Rembrandt, wenn er einem Zweige der vielfachen damaligen Nachfrage nach Bildern verschiedenster Art für die Dauer hätte genügen können.

Nun behauptet man zwar nicht, daß nach seinen Bildern stets Nachfrage gewesen wäre, im Gegenteil — man erklärt sogar seine Mittellosigkeit dadurch, daß man erzählt, das Publikum habe gerade den herrlichen Werken der späteren Zeit verständnislos gegenüber gestanden: — so sei es gekommen, daß der Künstler in seiner großartigsten Zeit nicht mehr „gefallen“ und deswegen keine Bestellungen erhalten habe.

Da jedoch die vielen vorhandenen Porträts, die man Rembrandt zurechnet, dieser Auslegung widersprechen und das Malen so vieler Bildnisse als eine immerwährende Einnahmequelle für Rembrandt angesehen werden müßte, und da viele dieser Porträts noch als „in seinen letzten Lebensjahren entstanden“ angesehen werden, so heißen sich meine Gegner äußerlich dadurch aus der für sie entstehenden Verlegenheit, daß sie dem Publikum erzählen, Rembrandt habe die meisten dieser Porträts „verschenkt“.

Wenn man bedenkt, daß Rembrandt in den letzten Jahren mit seiner ganzen Kunst und seinem Kunsthandel nicht so viel verdiente, um die Haushaltungskosten zu bestreiten, und daß er von 1656 ab „alimentiert“ worden ist, so wird man es wohl kaum für glaublich halten, daß dieser Mann das dringende Bedürfnis gefühlt haben sollte, reichen, oder mindestens wohlhabenden Leuten fortwährend Geschenke zu machen, während er selber darbt.

Trotzdem alle Thatfachen in Rembrandt's Leben gegen die Annahme sprechen, daß er der Schöpfer der vielen vorzüglichen Malwerke sein kann, die ihm zugeschrieben werden, preisen ihn meine Gegner nach wie vor dennoch als den Heros der niederländischen Kunst und behaupten Urkunden zu besitzen, welche unwiderleglich bezeugen, daß Rembrandt der Schöpfer dieser Werke sei.

Möge hier einstweilen die Beweisraft der vorzüglichsten dieser Urkunden geprüft werden.

Es existiert z. B. in Amsterdam in altem Familienbesitz ein Porträt eines ehemaligen Bürgermeisters dieser Stadt, Jan Six.

Die „Echtheit“ dieses Porträts soll erstens schon dadurch für Rembrandt verbürgt sein, daß es niemals im Kunsthandel war.

Zweitens soll dasselbe durch eine Notiz in dem Tagebuche des Jan Six als ein durch Rembrandt gemaltes Bildnis festgestellt sein, da Jan Six selbst bezeugt, daß er sich durch Rembrandt im Jahre 1654 habe malen lassen, und daß er mit diesem Bilde zufrieden gewesen sei.

Welche Beweisraft hat die erste Thatfache?

Für Rembrandt's Autorschaft an diesem Bilde keine; denn es ist mit Rembrandt's Namen nicht bezeichnet, desgleichen ist es undatiert. Dieses Bild bezeugt nur, daß eine noble Familie, die auf den Ruf ihres Hauses hält, nicht den Namen eines Autors auf ein Kunstwerk setzen läßt, das diesen ursprünglich nicht getragen hat.

Das Fehlen einer Datierung auf diesem Bilde gab der Divinationsgabe der Herren Rembrandtforscher bezüglich seiner Rubrizierung einen gewissen Spielraum. So konnte es geschehen, daß es die Herren Smith, Bosmaer, Dr. Bode u. a. in verschiedene Entwicklungsstadien ihres Meisters einreiheten. Smith nahm an, daß es um das Jahr 1645 gemalt worden sei. Bosmaer schließt auf das Jahr 1656, und Dr. Bode setzt es in die Jahre 1658—1660. — Es ist zu bedauern, daß die Familie Sir so zurückhaltend mit dem für die Kunstgeschichte so wichtigen Tagebuche ihres Ahnherrn gewesen ist. In Italien könnte es nicht vorkommen, daß man die hervorragendsten Spezialisten im Dunkel tappen ließe, während sich eine notable Familie im Besitze aufklärender Notizen befände.

Obwohl nun die Meinungen der genannten Kunstforscher betreffs der Entstehungszeit des Bildes auseinander gingen, — in einem Punkte stimmen die Herren alle überein: daß nämlich dieses Porträt den Bürgermeister Sir als einen an der Stufe des Greisenalters stehenden Mann darstelle. Smith schätzt ihn als einen Sechziger. Herr Dr. Bode stimmt ihm bei und meint auch, daß er alt aussehe. — Bezüglich des Alters nun „vertrauend zweier Zeugen Mund“ — zog ich indessen das Geburtsdatum des Herrn Sir in Erwägung, um zu prüfen, wie sich dieses zur Autorschaft Rembrandt's verhalten möge. Mein Schluß war darauf der folgende: Da der Bürgermeister Jan Sir im Jahre 1618 geboren ist, müßte dieses Porträt (falls Smith recht hat und der Dargestellte mindestens 60 Jahre alt ist) im Jahre 1678 gemalt worden sein — also 9 Jahre nach Rembrandt's Tode. Hätte der Bürgermeister „früh gealtert,“ wie Dr. Bode meint, so wäre es nach dem Aussehen des Porträts allenfalls angänglich, 5—6 Jahre von dem genannten Alter abzuziehen und die Entstehung des Bildes in die Jahre 1672—73 zu setzen, — eine Datierung, die für Rembrandt immer noch zu spät sein würde.

Doch heureka! Das Dunkel ist gelichtet — jetzt braucht niemand mehr auf das Alter des Dargestellten zu schließen. Herr Bredius verkündet die freudige Nachricht mit jubelndem Trompetenschall: Die Jahreszahl ist festgestellt, der Bürgermeister schrieb mit eigener Hand in sein Tagebuch, daß er sich von Rembrandt im Jahre 1654 habe malen lassen. — Rembrandt ist gerettet, und Lautner's „Theorien“ sind vernichtet.

Im Jahre 1654 also hat Rembrandt ein Porträt des Jan Sir gemalt — zu einer Zeit, als dieser im blühenden Mammesalter von 36 Jahren stand und im Begriff war sich zu verheiraten. — So hätte er denn in der Blüte der Jahre ausgesehen wie ein Sechziger?! Und als glücklicher Bräutigam war er so wenig eitel, daß er mit einem Porträt zufrieden war, das ihn so darstellte, als sei er sein eigener Vater! — Das ist äußerst merkwürdig.



Meinen Herren Gegnern erscheint das alles durchaus glaublich, denn mit dieser Tagebuchnotiz hoffen sie für alle Zeit das schöne Porträt eines alten Mannes für ihren Meister Rembrandt festzustellen — sie werden das Aussehen desselben jetzt sicherlich auch für das Lebensalter des Dargestellten ganz angemessen erklären. — Glücklicher Weise sind jedoch noch einige Zeugnisse für das Aussehen des Jan Six in Jugend und Alter in verschiedenen andern Porträts erhalten, und wir sind durchaus nicht gezwungen zu glauben, er habe in seinen besten Mannesjahren ausgesehen wie ein Greis. Im Alter von 24 Jahren porträtierte ihn Bailli, und Barent Graat malte ihn im Jahre 1657, als er 39 Jahre zählte, — also 3 Jahre nach Rembrandt.

Man erwartet den Dargestellten in dieser Zeit noch mehr gealtert wieder zu finden. — Doch was erblicken wir? — einen jugendlich schlanken Mann, der uns sein auch durchaus jugendliches Angesicht zuwendet. Nach dem Gesamteindruck würde man den Jan Six (bei Unkenntnis seines Geburtsjahres), nach diesem Bildnis schließend, leicht um einige Jahre jünger denn 39 Jahre schätzen. Durch dieses Porträt wird also die Annahme widerlegt, daß Jan Six früh gealtert habe.

Daß er thatsächlich ein lebenskräftiger, gesunder Mann gewesen ist, dafür sprechen seine Langlebigkeit und viele Daten aus seinem Leben. Zunächst seine für jene Zeit späte Verheirathung und die Anzahl seiner Kinder, — sodann die Thatfachen, daß er im Jahre 1670 noch Kapitän der Bürgerschützen wurde und sich mit 73 Jahren (im Jahre 1691) noch arbeitskräftig genug fühlte, das Amt eines Bürgermeisters zu übernehmen.

Alle diese Fakta sprechen dagegen, daß jenes dem Rembrandt zugeschriebene Porträt, das einen alten Herrn darstellt, wirklich das von ihm im Jahre 1654 gemalte Bildnis des damals erst 36 Jahre alten Jan Six sein kann. Und gerade die Tagebuchnotiz des Six, welche meine Gegner neuerdings wider mich ins Feld geführt haben, beweist durch die in ihr enthaltene Jahreszahl das Gegentheil von dem, was die Herren beweisen wollen, nämlich die Unmöglichkeit, daß sie sich auch auf ein Porträt seines Alters bezieht. Sie bezeugt zwar, daß ein Bildnis des Jan Six von Rembrandt existirte, aber sie bringt uns zu dem Schluß, daß dieses Porträt entweder nicht mehr vorhanden ist oder unter dem Namen eines andern Malers geht.

Wenn Herr Dr. Bredius diese Notiz auch ferner noch auf das vorhandene schöne Altersporträt beziehen will, so kann er mit demselben Recht die Verse Vondel's, die dieser bei Anlaß des Bailli'schen Gemäldes dem Jan Six widmete und deren Überschrift lautete: „Auf die Abbildung des gelehrten und bescheidenen Jünglings Jan Six“, für dieses Bild in Anspruch nehmen.

Das Rembrandt'sche Porträt aber mag von der Familie Six, die sich nach dem Tode des Jan Six vieler Kunstschatze entäußerte (bei dem Reichthum an Porträts von dem Verstorbenen), früher oder später entweder verkauft oder an Verwandte verschenkt worden sein und ist nun einem Meister 3. oder 4. Ranges zugeschrieben worden.

Welche wunderlichen Vorkommnisse mit den dem Rembrandt zugeschriebenen Bildern zu verzeichnen sind, welche Irrungen und Verwechslungen unterlaufen, habe ich im Teil I. Kapitel 9 meines Buches behandelt. Ich führe in diesem Kapitel bereits mehrere datierte Porträts an, deren Aussehen mit dem Alter der dargestellten Personen zu der angeblichen Zeit ihrer Entstehung durchaus nicht übereinstimmt.<sup>1)</sup> Wie wenig den Herren Rembrandt-Forschern die Rembrandt'sche Technik und die Geistigkeit dieses Meisters bekannt ist, habe ich an dem Beispiel von der „Reue des Judas“ erläutert.

Es ist immer die Bol'sche Farbe, Technik und Geistesart, die sie für Rembrandt in Anspruch nehmen, so auch bei dem Porträt des Jan Six. Zu der Zeit, als Jan Six 60 Jahre zählte, schuf Bol noch mit fleißiger Hand. Daß er in dem Hause des Jan Six verkehrte, ist bekannt. Man studiere nur das Tagebuch! — vielleicht giebt es auch noch Aufschluß über die in später Zeit gemalten Porträts von Ferdinand Bol und Verfolge.

Bernunft und Zeit bringt vieles an den Tag. Auch das Dunkel, das so lange über den thatsächlich von Rembrandt gemalten Bildern gelagert hat, beginnt sich mehr und mehr zu lichten. —

Noch bevor ich diesen Artikel beenden konnte, ist die Nachricht aus Amsterdam verbreitet worden, daß man schon wieder ein Bild dieses Meisters neu aufgefunden hat, welches man in Folge einer darauf bezüglichen Notariatsakte zu suchen genötigt war. Auch dieses Bild freilich ist eines von denjenigen, die man bisher unter dem Namen eines Meisters 3. resp. 4. Ranges geführt und kaum beachtet hatte und das sich unter dem „oeuvre Rembrandt“ nicht befunden hat.

Und dieses Bild fand sich in Holland, dem Heimatslande Rembrandt's, und zwar in dem jetzigen königlichen Schlosse, dem ehemaligen Stadthause von Amsterdam. Dort hing es seit dem Jahre 1662, zu welcher Zeit es Rembrandt dahin abgeliefert hatte, immer geruhig auf demselben Platze. Es schmückt unter Bildern von Baeker, Jordaan u. a. eine Galerie, in welche die Thüren verschiedener Säle ausmünden, und wird in einer mir leider unbekannt gebliebenen Beschreibung des Rathhauses in Amsterdam von Fokkens aus dem Jahre 1662 bereits genannt. Dieser Gewährsmann giebt an, daß das Historienbild, darstellend die „Eidgenossenschaft des Claudius Civilis“ von Rembrandt gemalt sei. — Im Jahre 1713 galt dieses Bild bereits als ein Werk des Suriaen Ovens, und es ist bis auf die neueste Zeit nicht als ein Werk „Rembrandt's“ heraus erkannt, sondern auch neuerdings jenem Maler zugeschrieben worden. — Wer war Suriaen Ovens? Houbraken giebt an, er sei ein Schüler „Rembrandt's“ gewesen.

Herr Dr. Bredius sagt über seine Malweise folgendes:<sup>2)</sup> „Es ist wahrscheinlich, daß Houbraken's Nachricht, Ovens sei Schüler Rembrandt's gewesen, richtig

<sup>1)</sup> Ein Beispiel: Ein Bildnis, das Rembrandt's vollen Namen und die Jahreszahl 1637 trägt, hielt man früher für ein Porträt des Johann Sobieski. Es zeigt uns ein wetterfestes, herrliches Männergesicht von etwa 50 Jahren. Sobieski aber war im Jahre 1637 ein Knabe, der erst 13 Jahre zählte.

<sup>2)</sup> Tezt zu der Photogravüren-Ausgabe des Reichsmuseums S. 37.

ist. Aber seine weiteren Werke würden dies kaum vermuten lassen. Sein Regentenstück von 1656 ist mehr in der Art des van der Helst als des Rembrandt gemalt, aber es ist ein vortreffliches Porträtstück. Seine Bildnisse einer Mutter mit drei Kindern aus der Familie des van de Poll, als Charitas aufgefaßt, in einem kalten Ton mit schwärzlichen Schatten gemalt, sind halb unter italienischem, halb unter van Dyck'schem Einfluß entstanden.“ — Von dem vorzüglichsten Porträt des Ovens giebt Herr Bredius sodann noch an, daß dies besonders an van Dyck's spätere Bilder erinnere.<sup>1)</sup> —

Ovens gehört also zu den „Nachahmern“, die sich nach großen Mustern richteten, weil sie es zu einem eigenen Stil nicht bringen konnten.

Armer Rembrandt, du Heros der holländischen Malerei, der du für ein bahnbrechendes Genie gehalten wurdest, völlig eigenartig und unnachahmlich, — wohin bist du gekommen?! Unter den verachteten Akademikern und Eklektikern finden dich deine innigsten Freunde, die dich dort niemals gesucht hätten. Also in der Art des Ovens hast du gemalt und in der des Lievens und wahrscheinlich auch in der des Bramer und anderer Geister dieses Ranges.

Laß dich begrüßen von mir und allen deinen Verehrern, die dich niemals kannten, doch um so herzlicher liebten um deiner Tugenden willen und der „bezonderheeden“ aus deinem Leben, du verloren gegangener Sohn der Sage! —

Herr Bredius konnte sich lange nicht entschließen, diesem Rembrandt'schen Bilde näher zu treten. Er kannte nämlich die betreffende Notariatsakte, welche berichtet, daß Rembrandt ein Bild auf das Rathhaus abgeliefert hatte, bereits seit 8 Jahren, und ich weiß nicht, wie lange die Nachricht von Fokkens. Jetzt erst wird gemeldet, daß „man“ sich das Bild näher ansehen wolle, da es für genauere Betrachtung ein wenig unbequem und zu hoch hänge. — Ich fürchte jedoch, je niedriger man das Bild hängt, desto unbequemer wird es den Herren werden.

Denn dieses Werk, das man mit aller Gemütsruhe dem Zuriaen Ovens zugeschrieben hat, ist von Rembrandt spätestens im Jahre 1662 gemalt worden — in einer Zeit also, die als die höchste Entwickelungsepoche seines Geistes gilt, — und müßte, wenn es von dem großen Meister, der die „Staalmeester“ geschaffen hat, herrührte, den unverkennbaren Stil und Stempel dieser Zeit aufweisen und den „Staalmeesters“ an künstlerischem Werte sehr nahe stehen. —

In jedem Falle haben wir es hier mit einem Werke zu thun, das gegenwärtig für die holländische Kunstgeschichte von höchster Bedeutung ist; denn entspräche es dem bestehenden Rembrandt-Begriffe, so hätte die Kunstwelt einen neuen großen Anziehungspunkt gewonnen, zu dem man wallfahrten würde; entspricht es jedoch jener höchsten Entwickelungsepoche des Großmeisters der holländischen Malerei nicht (und wie sollte es denn, da es von allen namhaften Kunstkennern dem Zuriaen Ovens belassen worden ist!), so ist es sicherlich ein unschätzbares Beispiel für den Rembrandt-Irrtum und zugleich ein Wegweiser für die Auffindung anderer Werke dieses Malers. —

<sup>1)</sup> Das Bild des Vareud Schaep in „Silberton“ gemalt; später soll Ovens nach Dr. Bredius rötlicher und dunkler gemalt haben.

Aus diesem Grunde fordre ich im Namen der Kunstwissenschaft und der Wahrheit, daß dieses Bild alsbald, und zwar unrestauriert, photographiert und so zur Kenntnis der kunst- und wahrheitsliebenden Menschheit gebracht werde. Sollte man dieses hochwichtige Dokument durch sogenannte Restauration (es giebt leider auch tendenziöse Restaurationen) der objektiven Wertschätzung weiterer Gelehrtenkreise zu irgend einem Teile (es handelt sich hier z. B. auch um die Rembrandt'sche Inschrift) bereits entzogen haben, so müßte dies als ein für die Kunstwissenschaft beklagenswertes Ereignis bezeichnet werden, das diejenigen, welche es herbeigeführt haben, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen lassen müßte. —

Es existieren jetzt also zwei Bilder, welche sich auf die Autorschaft Rembrandt's zurückführen lassen. Das erste wird uns mit der künstlerischen Auffassung und Leistungsfähigkeit in seiner Jugendzeit bekannt machen; das zweite wird uns den Ausgangspunkt erkennen lassen, den seine künstlerische Entwicklung genommen hat.

Meine Herren Gegner freilich behaupten, nicht nur diese beiden Bilder, sondern auch die „Nachtwache“, eins der Hauptwerke der ganzen holländischen Kunst, sei neuerdings für Rembrandt's Autorschaft dokumentarisch nachgewiesen worden. Während sich mein Buch bereits in Druck befand, hat nämlich Herr Dr. Johannes Dyserind einen neuen Aktenfund gemacht, der sich auf ein von Rembrandt gemaltes Schützenporträtstück bezieht. Dieses Schützenporträtstück haben die Herren Kunstforscher längst mit der sogenannten „Nachtwache“ indentifiziert. Die Verwechslung dieser Bilder ist im Amsterdamer Stadthause vorgekommen, wohin die Schützenstücke der verschiedenen Maler aus allen Schützenhäusern Amsterdams etwa vom Jahre 1688 ab nach und nach übergeführt worden waren. Die Bilder waren im Laufe der Zeit stark nachgedunkelt, und von manchen hatte man die Namen der Autoren vergessen oder mit einander verwechselt<sup>1)</sup>. Aus der Möglichkeit aber, daß das Rembrandt'sche Schützenstück gleichfalls nach dem Stadthause geschafft worden ist und dort in einem Kriegsratsfale in der Nachbarschaft der Nachtwache gehangen haben kann, folgern meine Gegner die Notwendigkeit der Identität jenes Porträtstückes mit der „Nachtwache“, einem für die Kulturgeschichte Hollands höchst interessanten historischen Sittenbilde, das den festlichen Umzug der Amsterdamer Bürgerschützen zur Zeit der großen Kirchenmesse darstellt, genau wie ihn Filip von Besen in seiner Beschreibung von Amsterdam vom Jahre 1664 beschreibt.<sup>2)</sup> Wie ich in meinem Buche ausführte, stellt das Bild also keine „Nachtwache“ dar, auch keinen Schützenauszug zum Scheibenschießen (da ein Teil der Bürger mit Lanzen bewaffnet ist), sondern den erwähnten Festzug. Vielleicht findet man mit der Zeit auch noch das Rembrandt'sche Schützenstück wieder, da man ja durch die vorhandenen Zeugenaussagen bei Anlaß der Rembrandt'schen Konkursfache Anhaltspunkte gewonnen hat, die zur Wiedererkennung

<sup>1)</sup> Schelltema sagt, in der Liste von Schaep (1653) kämen „verschiedene Malereien vor, die jetzt auf dem Stadthause von Amsterdam nicht mehr wieder zu finden sind, sodaß sie nicht mehr vorhanden zu sein scheinen.“

<sup>2)</sup> Siehe Seite 286 ff. meines Buches.

des Bildes dienen könnten. Es wird z. B. ausgefagt, in diesem Schützenstücke seien rund „sechzehn Personen eingestellt“ gewesen. — Man sollte meinen, diese deutliche, unumwundene Erklärung könnte bereits genügen, die Herren Kunstforscher in betreff der Identität der „Nachtwache“, auf der 24 Personen, darunter drei Kinder, dargestellt sind, stufig zu machen. Es genügen jedoch einstweilen auch die bündigsten Gegengründe nicht, meine Herren Gegner von ihrer vorgefaßten Meinung abzubringen. Ich glaube nicht einmal, daß ihnen der Vergleich der beiden neuaufgefundenen Rembrandt'schen Bilder mit der sogenannten „Nachtwache“ die Augen öffnen wird. Erst die Zeit und ein Personen- und Autoritätenwechsel wird hierin Wandel schaffen. — Indessen wird der Name Bol's, der auf der „Nachtwache“, seinem großen kulturhistorischen Monumentalbilde, unvergänglich eingeschrieben ist, dies Bild auch fernerhin für seine Autorschaft in Anspruch nehmen. Dieser Name ist auch hier, wie auf vielen andern seiner Kunstwerke, in die nasse Deckfarbe von ihm eingezeichnet worden und ließe sich nur durch Zerstörung des Kunstwerkes entfernen.

Nur diejenigen Bilder aber, welche durch den Meister auf diese Weise als Werke seiner Hand und seines Geistes gekennzeichnet sind, können als echte Bilder Ferdinand Bol's angesehen werden. Aber alle die Lückenbüßer, oder der Abfall, Abschaum und Schund, der aus dem „oeuvre Rembrandt“ entfernt und den Namen der sogenannten „Schüler“ — so auch demjenigen Ferdinand Bol's — zugeteilt worden sind, haben keinen Teil an der Autorschaft des großen holländischen Meisters, und man wird auf diesen, dem großen Maler zugeschriebenen Stücken vergeblich nach dem echten Namenszeichen desselben spähen. Daß bis jetzt ein fast gleich großer Irrtum über die Werke Bol's wie über diejenigen Rembrandt's vorwaltet, ist selbstverständlich, — doch habe ich in meinem Buche verschmäht von Bildern zu sprechen, die später von dem „oeuvre Ferdinand Bol's“ ohne mein Zutun durch die natürliche Logik der Zeit als unzugehörige und unorganische Anhängsel von selbst abfallen werden. Um der historischen Wahrheit und Erkenntnis willen aber fordere ich nach wie vor, daß die von mir aufgefundenen und in meinem Buche publizierten Bezeichnungen Bol's in Gegenwart unparteiischer Männer direkt nach den Originalen photographiert und bekannt gegeben werden.

Durch eine derartige genaue und quasi eidliche und öffentliche Bilderuntersuchung, nicht aber durch ein einfaches Ableugnen der Bezeichnungen in allerhand Zeitungen, wird die Frage für die Öffentlichkeit entschieden werden: „Wer war der Großmeister der holländischen Malerei, — Rembrandt oder Ferdinand Bol?“

Diese Bezeichnungen sind das unbezweifelbare und — trotz aller Drehungen und Wendungen — nur eindeutige Beweismaterial, aus welchem die Saat der Erkenntnis in einiger Zeit aufgehen und zu allgemeiner Geltung kommen wird.

Es wird interessant sein, die Wandlungen zu beobachten, welche der Rembrandtbegriff noch so lange erleben wird, bis er in seiner Beziehung zu Rembrandt's Person abgestorben ist.



## Vier Briefe über Rußland und den russischen Notstand.

### III.

Übersieht man die Reihe der Regierungen, welche seit Anfang des Jahrhunderts über Rußland gewaltet haben, so gewahrt man zwei Typen, die sich regelmäßig abgelöst haben. Auf das despotisch-willkürliche Regiment Pauls I. (gest. 1801) folgte die Periode Alexanders I., „der den Herrscherberuf als ein Amt auffaßte, dessen er im Interesse der Gesamtheit zu walten habe“, und der demgemäß die Verpflichtung anerkannte, „die Interessen dieser Gesamtheit zu wahren und die Fortschritte der Kultur zu fördern“. Unter Alexanders Nachfolger, dem Kaiser Nikolaus, kehrte die Regierung wieder in ihre alten Bahnen zurück, „die Selbstherrschaft wurde wieder ihr eigener Zweck, wie sie das vom Tode Peters des Großen bis auf die Zeit Alexanders herab gewesen war; Erhaltung ihrer selbst wurde wieder ihre eigentliche Aufgabe, von der alles andre bedingt und abhängig sein mußte“ (Bernhardi, Gesch. Rußl. III, 2, S. 679).

Die nämlichen Typen haben sich in den Regierungen Alexanders II. und Alexanders III. ausgeprägt. Der Befreier der russischen Leibeigenen kam am Vorabend des Tages ums Leben, der der letzte der uneingeschränkten Zarengewalt zu werden bestimmt war, während der Sohn dieses Vaters nie andre Regierungs-Zwecke als diejenigen der Erhaltung, Befestigung und Ausbreitung der „Selbstherrschaft“ verfolgt hat. Den veränderten Zeitumständen entsprechend mußte der dritte Alexander indessen eine andre als die von seinem Großvater befolgte Methode anwenden, denn die von diesem benutzten Mittel hatten mit dem ökonomischen Niedergange und der sittlichen Auflösung seines Staates in verhängnisvollem Zusammenhange gestanden.

Seit Peter dem Großen waren Rußlands Herrscher gewohnt gewesen, in dem Ultrussentum und dessen aristokratisch-kerikalen Überlieferungen ihren vornehmlichsten Gegner zu sehen. Bojaren und Priester suchten den Reformbestrebungen des bedeutendsten und gewaltthätigsten aller russischen Herrscher in den Weg zu treten; seinen Rückhalt nahm Peter dementsprechend an den in seine Dienste getretenen Ausländern, an seinem europäisch eingerichteten Heere und an den europäischen Provinzen, die er seinem Zepter zu unterwerfen gewußt. Unter den Nachfolgern und Nachfolgerinnen des großen Reformators trat die altrussische Forderung einer Einschränkung der zarischen Gewalt zu gunsten des Bojarenadels und der hohen Geistlichkeit so direkt hervor, daß der Kampf für Erhaltung der bestehenden Ordnung wesentlich von Westeuropäern geführt wurde und daß insbesondere den baltischen Deutschen kein härterer Vorwurf gemacht werden konnte, als daß sie „zu Mameluken des Absolutismus“ geworden seien. Ähnlich blieben die Rollen während des 19. Jahrhunderts verteilt. Während der Periode seines jugendlichen Reformeifers sah Alexander I. in dem Ultrussentum das mächtigste Hindernis für die Zivilisierung Rußlands. Nikolaus, dem eine Verschwörung des russischen Militärs den Weg zum Thron hatte versperren wollen, umgab sich während der ersten Jahrzehnte seiner Regierung hauptsächlich mit Deutschen. Europäischem Wesen im übrigen abgeneigt, ließ dieser Autokrat den westlichen Provinzen des Reichs mindestens soweit Schonung zu teil werden, als notwendig war, damit dieselben erforderlichen Falls gegen die altrussische Aristokratie auf die Beine gebracht werden konnten. Den wichtigsten aller Trümpe, die gegen diese Aristokratie überhaupt ausgespielt werden konnte, die Emanzipation der Leibeigenen, behielt die Regierung überdies in der Hand. Auf solche Weise wurde ihr möglich, die Entwicklung des Staates drei Jahrzehnte lang gewaltsam zurückzuhalten und das absolutistische System nach allen Seiten hin rücksichtslos und unbarmherzig auszubauen.

Der Krimkrieg warf dieses System über den Haufen und machte es dem zweiten Alexander möglich dem natürlichen Zuge seines Wesens zu folgen und in die Reformbahnen seines Vaterbruders einzulenken. Begünstigt von den Zeitverhältnissen, vermochte er den Widerstand, den ein Teil des Adels der Bauernemanzipation und den auf diese folgenden Reformen zu leisten

suchte, anstrengungslos zu brechen und eine neue, für alle Teile seines Reichs verheißungsvolle Ära einzuleiten. Inmitten derselben brach der polnisch-litauische Aufstand aus, dessen Niederwerfung einen Appell an das russische Nationalgefühl zu bebingen schien und der schließlich zur Auslieferung der europäischen Elemente an den slawischen Rassenformalismus und zu reaktionären Maßregeln führte, die den almoskowitzischen Fanatismus begünstigen sollten. Im Begriff noch einmal umzuwenden und durch konstitutionelle Zusammenfassung der besten Kräfte seines Volkes den Kampf um die Erhaltung des Absolutismus gegenstandslos zu machen, fiel der humane Herrscher dem schrecklichsten aller Mordanschläge neuerer Zeit zum Opfer.

Seinem Großvater ähnlicher als dem Vater entschied Alexander III. sich nach kurzem Zögern, zu der Regierungsmethode zurückzukehren die „die Erhaltung der Selbstherrlichkeit zu ihrer eignen und einzigen Aufgabe machte“. Mit den alten, schier verbrauchten Mitteln schien das nicht möglich zu sein, es mußte nach neuen gegriffen werden. Die Forderungen der Zeit waren auf zwei Ziele, staatsbürgerliche Freiheit und Nationalismus, gerichtet. Alexander III. hat den Versuch gemacht, mit Hilfe des Nationalismus die liberalen Bestrebungen zu erdrücken und dadurch das gesamte frühere Verhältnis umzukehren. Um den Preis unbedingter Nachgiebigkeit gegen die fremden-feindlichen und anti-europäischen Instinkte des Altrussentums versuchte die Regierung diesen ehemaligen Feind in ihre Dienste zu nehmen, den Absolutismus mit dem Schimmer nationaler Herrlichkeit zu umgeben und seine Erhaltung zu einer Forderung heiliger altrussischer Traditionen zu machen. Der lästigen Reformen, welche dem Adel, der Geistlichkeit und dem Beamtentum Opfer und Anstrengungen und Verzicht auf den hergebrachten Schlandrian zugemutet hatten, wurde Halt geboten. Der Bauer wurde sich selbst überlassen, die Verwaltung der Provinzen aus den (freilich nur allzu lässigen) Händen der Stände genommen und adligen Beamten übertragen, der Einfluß des bildungsfeindlichen Kerns auf Schulwesen und Volksunterricht erweitert, die Unabhängigkeit der Gerichte zu gunsten der Verwaltung beschränkt und alles, was nach liberalen Ideen schmeckte, als angebliche Unsländerei und Ausgeburt des verhaßten westeuropäischen Wesens auf die Proscriptionsliste gesetzt. In den Zaumel nationaler Selbstherrlichkeit gewiegt, sahen die bisher stark demokratisch angehauchten Führer des Panlawismus in dem gegen die polnischen, baltischen und finnländischen Länder geführten Vernichtungskriege geheiligte Triumph der slawischen Sache, welche für Hemmung und Rückgang der eigenen Entwicklung überreichlichen Ersatz bieten sollten. Die wichtigste Rolle übernahm dabei die russische Geistlichkeit, indem sie namens der nationalen Rechtsgläubigkeit Katholiken und Protestanten der westlichen Länder mit unerhörter Brutalität vergewaltigte. Das an Händen und Füßen gefesselte höhere Unterrichtsweisen schrieb die Sache der nationalen Sprache auf seine Fahne und revolutionierte, da andererseits revolutionäre Übungen unmöglich geworden waren, die wohlgeordneten deutschen und schwedisch-finnischen, bez. polnischen Schulen des Westgebiets, während die weiland als liberale Avantgarde bezeichneten Richter und Juristen die auf deutschen und römisch-rechtlichen Grundlagen ruhenden ständischen Justizeinrichtungen des baltischen Landes „in slawisch-nationalem Sinne“ reformierten. Und damit der süße Pöbel auch etwas zu thun bekomme, was seinen nationalen Instinkten entsprach, gab man ihm die unglücklichen Juden des Südwestens, die hartlosen deutschen Kolonisten des Wolga- und des Pontusgeländes und die österreichischen Ansetzler in Polen, Wolhynien und Podolien preis. Der beschränkten Selbstsucht „nationaler“ Industrieller und Kaufleute zu Liebe wurden die Zollschranken in noch nicht dagewesener Weise erhöht und die wichtigsten Bedürfnisse der Landwirtschaft und des Kommunikationswesens so maßlos verteuert, als ob auf diesen Gebieten bereits geschehen sei, was irgend geschehen konnte. Im übrigen unter Schloß und Riegel der Zensur gehalten, erhielt die periodische Presse unbeschränkte Freiheit zu Angriffen und Verdächtigungen gegen Deutsche, Polen, Schweden, Juden und Liberale des In- und Auslandes: daß die Angegriffenen die auf sie gehäuften Anklagen schweigend hinnehmen mußten, verstand sich unter den gegebenen Verhältnissen ebenso von selbst, wie daß jede Kritik bestehender Einrichtungen verpönt war. Endlich wurden der nationalen Begehrlichkeit und dem Strebertum des, unformlich angeschwollenen Beamtentums neue Vorgebiete eröffnet, indem man Polen, Deutsche

Ginnländer u. s. w. von den Richter-, Beamten- und Lehrerstellungen ihrer Heimatprovinzen nach Möglichkeit ausschloß und den Grundsatz verkündete, daß allein Rechtgläubige und Russo-Slawen als zuverlässige und brauchbare Diener des nationalen russischen Staates angesehen werden dürften.

Nach Absicht und Meinung des Herrschers sollten diese Beamten allerdings nicht nur in politischer und nationaler Hinsicht, sondern überhaupt und in jeder Rücksicht zuverlässig und brauchbar sein. Zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus war das anders gehalten worden. Dem Autoritätsprinzip zu Liebe hatte man durch die Finger gesehen, wenn Richter und Beamte höheren Ranges ihre Stellungen mißbrauchten oder ihre Unfähigkeit dokumentierten. — Der Stabilität zu Ehren hatte man auf jede Art von Fortschritt verzichtet, einerlei ob es sich um materielle, technische oder moralische Interessen handelte. Lieber ließ man die Armee verrotten, als daß man sich auf Neuerungen einließ, welche zur Verkürzung der Dienstzeit, zu höherer Bildung der Offiziere, Wilderung der mit barbarischer Willkür geübten Disziplin hätten führen können. Mit der nämlichen Konsequenz hatte Nikolaus sich gegen die Erbauung von Eisenbahnen gestemmt. Wichtiger als alle zu gunsten derselben geltend gemachten strategischen und volkswirtschaftlichen Rücksichten war dem gestrengen Selbstherrscher die Rücksicht auf möglichste Abspernung seines Reichs gegen die „Heiden“ des Westens und gegen die revolutionären Ideen des Auslandes erschienen. Selbst die viele Jahre lang verfolgte Absicht, eine Umgestaltung der Agrarverhältnisse vorzunehmen, ließ Nikolaus fallen, als man ihn darauf hingewiesen hatte, daß Antastungen der Leibeigenschaft zu Erschütterungen des politischen Statusquo führen und der „Autorität“ Eintrag thun könnten. Aus Gründen verwandter Art war die Abschaffung der Branntweinpacht — der Hauptquelle der Branntwein-Korruption — bereits früher aufgegeben worden: dem Reform-Teufel einen kleinen Finger preisgeben, hieß ja die ganze Hand in Gefahr bringen.

Unter Alexander III. sollte das anders gehalten werden. Von der Geschichte hatte man gelernt, daß Fortschritt Bedingung des Bestehens sei und daß ein Staat von Umfang und Bedeutung des russischen seine Großmachtstellung nur behaupten könne, wenn er an den technischen Fortschritten des Zeitalters vollen Anteil nehme. Rußlands Meer- und Kommunikationswesen sollte auf die Höhe der abendländischen Muster gebracht, für intelligente und ehrliche Offiziere und Beamten gesorgt, die Finanzverwaltung gegen Veruntreuungen und Verschleuderungen gesichert werden. Verzichteten Richter und Gerichtshöfe nur darauf, in die politische Sphäre herüber zu greifen und das Gouvernement zu „genieren“, so sollte ihnen unbenommen sein, Recht und Gerechtigkeit rücksichtslos wahrzunehmen. Würden Universitäten und Schulen liberalen und abendländischen Ideen ferngehalten, so war nichts dagegen einzuwenden, wenn man die Jugend etwas Nüchternes lernen ließ. Vollends willkommen sollten wirtschaftliche Fortschritte sein, wenn dieselben sich innerhalb der von Regierung und Beamten vorgezeichneten Bahnen bewegten — nur des Mitredens und Besserwissens sollten die Beteiligten sich entwohnen. Derartige Velleitäten (so hieß es) müßten ausgeschlossen werden, wenn das nationale Prinzip aufrecht erhalten bleiben sollte. Die geheiligten Grundsätze der Selbstherrschschaft und Rechtgläubigkeit gerieten ja in Gefahr, wenn man dem russischen Liberalismus Zugeständnisse machte, denn dieser Liberalismus führte erfahrungsmäßig zum Nihilismus; die Durchführung des nationalen Prinzips war wiederum in Frage gestellt, sobald man den westlichen Provinzen eine natürliche Entwicklung gönnte, denn die Bewohner der Grenzländer sind als geborene Reher und Westlinge außer stande, die Wohlthaten der Rechtgläubigkeit, des Slawentums und seines patriarchalischen Systems zu würdigen!

Zu den Grundsätzen, nach denen Alexander II. seines hohen Antes gewartet hatte, stand diese Theorie in so ausgesprochenem Gegensatz, daß der neue Herrscher sich mit neuen Ratgebern umgeben mußte. Für diejenigen Zweige des öffentlichen Dienstes, welche zu der „nationalen“ Repressionspolitik in einer mittelbaren Beziehung stehen, wählte der Enkel des Kaisers Nikolaus Techniker, deren spezielles Glaubensbekenntnis nicht in Betracht kam, wenn sie die gehörige Fügsamkeit zeigten: Die Wahl des Kaisers traf zunächst den früheren Gesandten in Stockholm



Giers, der die Auswärtigen Angelegenheiten maßvoll und verständig, aber genau nach den Anweisungen des Monarchen leitet. Den kronprinzlichen Generalstabs-Chef von 1877, General W a n n o w s k i, einen fleißigen und gebildeten Militär, machte Alexander III. zum Kriegsminister, den als gewandten und kecten Börsenspekulanten bekannten Ex-Professor W y s h n e g r a z k i zum Finanzminister, einen deutschen Offizier H ä b b e n e t zum Leiter des Kommunikationswesens. Die politischen Ministerien wurden dafür in die Hände reaktionär gesinnter slawischer Fanatiker gelegt, welche den den Liberalen und „Westlingen“ (d. h. baltischen Deutschen, Finnländern und Polen) angekündigten Vernichtskrieg mit Leidenschaft und Überzeugung zu betreiben versprachen.

Unter diesen intimen, eminent politischen Ratgebern der russischen Krone nimmt der Oberprokureur des Synods (der griech. orthod. Oberkirchenbehörde) Konstantin Pobedonoszew die erste Stelle ein. Intoleranz und Fanatismus dieses geschworenen Feindes moderner Bildung und westeuropäischer Zivilisation sind durch die Verfolgungen, mit denen dieser kühn berechnende und weltkluge Verstandesmensch Katholiken, Protestanten, Juden und russische Sektierer heimsucht, weltbekannt geworden. Die Grundsätze, zu denen der Herr Ober-Prokureur des Synods sich in seinen alljährlich veröffentlichten Rechenschafts-Berichten ungeschminkt bekennt, lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Rußland soll ausschließlich Russen gehören, und echter Russe kann nur sein, wer von den Lehren der Rechtgläubigkeit durchdrungen ist. Daraus folgt, daß Andersgläubigen höchstens Tölpel, niemals aber volle Anerkennung ihrer religiösen Bekenntnisse gewährt werden darf, daß ihre Gemeinschaften sich mit einer privaten Existenz begnügen müssen und daß das Maß der ihnen zuzugestehenden Rechte durch das Interesse der Staatskirche bedingt ist. Da dieses Interesse mit demjenigen des Staates zusammenfällt, erfüllt die Kirche nur ihre politische Pflicht, wenn sie die Andersgläubigen zu sich hinüberzuziehen versucht, und versteht es sich von selbst, daß die Organe des Staates der rechtgläubigen Propaganda jeden von dieser verlangten Vorschub zu leisten haben. — Auf einen „weltlichen Arm“, wie er ihn braucht, kann Herr Pobedonoszew nur rechnen, wenn er des Ministers des Innern sicher ist. Zu diesem Posten ertor Pobedonoszew im Jahre 1882 den gefährlichsten und verhassten Rücktrittsmann früherer Zeit, denselben Grafen Tolstoi, der während der reaktionären Periode der vorigen Regierung die Universitäten ihrer Rechte entkleidet und mit rechtgläubig-konservativen Lehrplänen besetzt, — die Gymnasien in Abrihtungsanstalten verwandelt, die Volksschulen unter den Einfluß des Klerus gebeugt hatte. Von Alexander II. in Ungnade entlassen, wurde Tolstoi von Alexander III. als Minister des Innern reaktiviert und mit der wichtigen Aufgabe der Zerstörung jener Provinziallandschaften betraut, die zwanzig Jahre zuvor ins Leben gerufen und mit ziemlich umfassenden Selbstverwaltungsbefugnissen besetzt worden waren. Außerdem galt es, die freie Bewegung der ländlichen Justiz einzunengen und den neu eingefetzten adligen Landeshauptleuten volle Verfügung über dieselbe zu erobern. Trotz seines hohen Alters nahm Tolstoi die Sache so energisch in die Hand, daß das Werk der konservativen Landesreform bei seinem vor zwei Jahren erfolgten Ableben fertiggestellt war und daß sein Nachfolger, der bisherige Unterstaatssekretär Durnowo, die Ausführung von Tolstoi's politischem Testamente anstandslos durchführen konnte.

Durnowo's würdiger Kollege ist der Unterrichts-Minister Deljanow, ein charakterloser Armenischer Emporkömmling, der während Tolstoi's erster, dem Unterrichtswesen gewidmeten Periode in dessen Schule gegangen war. Hand in Hand mit seinem Protektor Pobedonoszew sorgt Deljanow dafür, daß die Universitäten und Schulen des Reichs im Geiste rechtgläubiger Loyalität und loyaler Rechtgläubigkeit arbeiten, von dem Gift westlicher und liberaler Ideen befreit werden und daß die Unterscheidung zwischen polnisch-katholischen, deutsch-protestantischen und russisch-rechtgläubigen Anstalten ohne Rücksicht auf Nationalität, Sprache und religiöses Bekenntnis der Lehrer und Schüler in Wegfall komme. In dem unglücklichen Polen ist dieses Ziel so weit erreicht worden, daß selbst der Privatunterricht in polnischer Sprache als strafwürdig verfolgt wird, — in den baltischen Provinzen sind die Gymnasien, Real- und Bürger-

schulen bereits russifiziert worden und ist man augenblicklich mit systematischer Zertrümmung der deutschen Universität Dorpat beschäftigt. — Von der analogen Thätigkeit des Justizministers Manassein (eines aus nationalem Fanatismus unter die Reaktionäre gegangenen ehemaligen Demokraten), ist bereits die Rede gewesen.

Welche Ergebnisse sind mit dieser eigentümlichen Regierungs-Methode erzielt worden?

#### IV.

Von den wirtschaftlichen Ergebnissen, zu denen die von der Regierung Alexanders III. angewendete Methode geführt hat, braucht nach dem, was wir vorhergeschickt, nicht mehr ausführlich gehandelt zu werden. Die russische Landwirtschaft, d. h. die Landwirtschaft des eigentlichen, nach dem System des ungetheilten Gemeindebesitzes organisierten Rußland, ist bei einem Bankbruch angelangt, von dem sie sich, wenn überhaupt, erst über Jahr und Tag erholen kann. Rückfichtlich der westlichen Grenzgebiete des Reiches steht fest, daß dieselben trotz erträglich ausgefallener Ernten in schwere Verlegenheiten gebracht worden sind, weil die erlassenen Getreide-Ausfuhrverbote ihnen die Andern ökonomischer Existenz zeitweilig unterbunden haben. Die in den Häusern der Diffeeküste lagernden Körnermassen sind unverkäuflich, weil die Mittel zum Transport derselben in das Nothstandsgebiet fehlen und weil die Preise, zu denen eingekauft worden, im Inlande nicht gezahlt werden können. Die dadurch hervorgerufene Stodung des Güter-Umlaufs bedroht den Handel mit Verlegenheiten, die denjenigen der Landwirtschaft gleichzukommen drohen. Die Stodung der Ausfuhr zieht eine Stodung der Einfuhr nach sich, weil diese letztere mit der ersteren bezahlt zu werden pflegt und weil der Konsum in ein Stocken geraten ist, der der Natur der Sache nach zunehmen muß. Der im September vorigen Jahres fühlbar gewordene Nothstand wird seinen Höhepunkt aller Voraussicht nach erst im Frühjahr und Sommer dieses Jahres erreichen, um wegen der zahlreichen unbestellt gebliebenen Getreideflächen des Ostens im Herbst erneuert wiederzukehren. Bisher künstlich aufrecht erhalten, wird der Kurs des Papiergeldes alsdann einen Niedergang erfahren, wie er seit den Zeiten des türkischen Feldzuges nicht mehr erlebt worden ist. Der Mittel zur Bekämpfung der Valutakrisis aber hat man sich im voraus begeben, indem man den ausländischen Kredit des Staates für unproduktive Zwecke aufbrauchte und indem man gleichzeitig eine politische Lage schuf, welche Rechnungen auf die Beihilfe des mitteleuropäischen Geldmarktes ausschließt. Daß Frankreichs finanzielle Hilfsbereitschaft eine unzuverlässige und bedingte ist, hat das Geschick der dreiprozentigen Anleihe zur Genüge festgestellt.

Seine wahre Natur hat das in St. Petersburg befolgte System aber erst durch die Erfolglosigkeit der zur Bekämpfung des Nothstandes angewendeten Mittel offenbart. Rahmlegung der provinziellen Landschaftsinstitutionen und unbeschwörbare Scheu vor Zulassung der Privatinitiative nötigten das Gouvernement, die Versorgung der hungernden Provinzen (eines Gebietes von dem doppelten Umfang des französischen Staates und einer Bevölkerung, die derjenigen Ungarns gleichkommt) in die eigene Hand zu nehmen. Um ein Vierteljahr zu spät eingesetzt, hat das unter dem Vorß des Thronfolgers tagende, ausschließlich aus Staatsmännern bestehende Hilfskomitee vollendete Ratlosigkeit bewiesen. Bei den Getreideeinkäufen hat man mit Betrügereien zu kämpfen, die dem angesehensten Organ der Hauptstadt den Nothkrei abpreßten, daß der gesamte russische Kornhandel in die Hände von Gaunern gefallen zu sein scheine; in dem Transportwesen traten Unordnungen und Unbehilflichkeiten zu Tage, die zu der Nothwendigkeit geführt haben, vorerst die Beaufsichtigung der Eisenbahnen neu zu organisieren und die Privatkompanien einer — erst zu kreirenden — staatlichen Aufsichtsbehörde zu unterstellen; endlich haben die Zentralbehörden der nothleidenden Provinzen weder die obwaltenden Verhältnisse festzustellen noch Bürgschaften für eine irgend zuverlässige Verteilung der aufgebrachten Spenden zu bieten vermocht. Nach Zeugnissen, die in Rußland selbst als unverwerflich bezeichnet werden, bedeuten die bisher verausgabten Summen einen Tropfen auf den heißen Stein, der verdunstet ist, ohne wahrnehmbare Wirkungen hinterlassen zu haben. Kein Wunder, daß die Privatwohlthätigkeit sich mehr

und mehr zurückzieht, daß die einlaufenden Spenden sich aus erzwungenen Darbringungen abhängiger und beamteter Personen zusammensetzen und im Publikum die Meinung vorherrscht, das staatlich monopolisierte und ausschließlich in bureaukratische Hände gelegte Hilfswerk sei dem Staate zu überlassen, der seinerseits zusehen möge, wie er mit der Sache fertig werde. Mißtrauen auf der einen und Mißtrauen auf der andern Seite! Die Regierung will von einer Initiative des Publikums nichts wissen, weil sie im voraus weiß, daß dieselbe zu einer unliebsamen Kritik des Verwaltungsapparates und seiner Diener führen werde und daß dieser Apparat das folgenfalls unvermeidlich werdende Licht der Öffentlichkeit nicht zu vertragen vermöge. Das Publikum ist wiederum von einem tiefgehenden Mißtrauen gegen das Beamtentum ergriffen, um diesem eine ehrliche, zweckmäßige Verwendung seiner sauer ersparten Pfennige zuzutrauen. Man weiß, daß die unter den Tolstoi und Turnowo emporgekommene Bureaukratie derjenigen des Kaisers Nikolaus an Gefinnungslosigkeit, Unfähigkeit und Selbstsucht nichts nachgibt, und daß das herrschende Regime seine Werkzeuge ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten und ohne jede Berücksichtigung der sittlichen und intellektuellen Fähigkeiten seiner Diener ausgewählt hat. Von Strebern, denen das Auffpären von Liberalen, Ketzern und westlichen „Separatisten“ den sichersten Weg zu Ehren und Auszeichnungen bedeutete, von Gesellen, die in der Jagd nach dem Beifall von Reaktionsären und Nationalfaktoren grau geworden sind — wie sollte von Leuten solchen Kalibers selbstlose Hingabe an humane Zwecke und Einsicht in die wahre Natur der Bedürfnisse erwartet werden?

Fühlte die russische Regierung sich sonst isoliert, — machte sie in früheren Zeiten die Erfahrung, daß der gebildete Teil der Nation sich von ihr zurückziehe — so versuchte sie sich mit dem Bewußtsein zu trösten, daß die im Jarenskultus ausgewachsenen Massen unbedingt zuverlässig seien und daß außerdem die westlichen Grenzländer ein natürliches Interesse daran hätten, durch Selbstherrscher einen Rückhalt gegen Ansprüche und Begehrlichkeit des Nationalruffentums zu bieten. Polen, Finnländer, Deutsche u. s. w. wußten genau, daß jede Teilnahme der russischen Nation, bezw. des russischen Adels an der Regierungsgewalt ihre Stellung erschweren und den nationalen Haß gegen die „europäisch-gearteten“ Grenzmarken entfesseln werde. Tradition und Selbsterhaltungstrieb machten es demgemäß zu Verbündeten des Absolutismus, mit dem immerhin leichter auszukommen war als mit den Fanatikern der Rein- und Rechtgläubigkeit.

Von diesen Voraussetzungen trifft heute keine mehr zu. Die westeuropäischen Elemente, die der zarischen Regierung die fähigsten Diener und die zuverlässigsten Verbündeten lieferten, sind zum einen Teil zerrieben, zum andern Teil in einen Gegensatz gegen den Absolutismus gedrängt worden, der ihre Rechnungen mit der „Selbstherrschaft“ der Dynastie für immer geschlossen hat. Bei einer Einschränkung der Gewalt, die mit unerbittlicher Schwere auf ihnen gelastet und die ererbten Institutionen der westlichen Provinzen erdrückt hat, könnten die Bewohner dieser Länder unter keinen Umständen verlieren, wahrscheinlicher Weise aber gewinnen; zu verlieren haben diese dem Nationalismus ausgelieferten ehemaligen „Mamelouks“ ja überhaupt nichts mehr. Die Zeiten aber, zu denen das Ultraintentum durch die im Westen getriebene Fortschrittsarbeit bei Laune erhalten und von der Weltendmachung seiner Ansprüche zurückgehalten werden konnte, bestehen gleichfalls nicht mehr. Was die Slavophilen irgend verlangen und erwarten konnten, ist gethan worden. Was der Absolutismus in dieser Richtung thun konnte, hat er gethan — gegen die zu Boden geworfenen „Westlichen“ bedarf man seiner nicht mehr! Es ist Zeit geworden, daß Rußland sich auf seine eigenen nächsten Bedürfnisse besinne, und solche Selbstbestimmung hat zu der Wahrnehmung geführt, daß die Regierung den dringendsten der ihr gestellten Aufgaben nicht gewachsen ist. Mit zunehmender Deutlichkeit gewahrt die sogenannte russische „Intelligenz“, daß man trotz aller Opfer, welche der technischen Vervollkommnung des Staatsmechanismus gebracht worden, rücksichtlich der entscheidenden Punkte nicht weiter gekommen ist, ja daß die Zustände sich im Vergleich zu denen verschlechtert haben, welche der gegenwärtige Monarch vorfand. Dank dem System der Knebelung der Presse, der Paralysierung der Landchaftsinstitutionen, der Einschränkung der richterlichen Gewalt, der Begünstigung des

adligen Beamtentums und der rechtgläubigen Klerisei ist man wirtschaftlich zurückgekommen, moralisch verlumpert und unter das Joch eines Beamtentums gebeugt, dessen technische Fortschritte zu einer noch erbarmungsloseren Niederhaltung der Regierten geführt haben, als sie vor der Reformation obwaltete.

Von den politischen Faktoren, auf welche der russische Absolutismus sich abwechselnd stützte, ist somit allein das Bauerntum übrig geblieben. Fortschritt und Rückschritt, Bildung und Freiheit! sind den emanzipierten ländlichen Massen ebenso unbekannte Begriffe geblieben wie weiland den nicht emanzipierten Leibeigenen. In dem politischen Katechismus des „schwarzen Volks“ (wie man in Rußland sagt) stehen allein der Herrgott mit seinen Priestern und der Zar mit seinen Beamten — Gebildete und Ausländer sind „Herren“, mit denen der gemeine Mann sich so wenig wie immer möglich zu schaffen macht. Was Hunger ist, weiß der russische Bauer indessen ebenso genau wie andre Leute. So lange er es mit einem „Herrn“ zu thun hatte, mußte dieser dafür sorgen, daß er (der Mensch) nicht verhungerte — seit Aufhebung der Leibeigenschaft ist an die Stelle des Herrn der Zar getreten. Das Verprechen, den Bauern nicht nur zu einem freien, sondern zu einem wohlhabenden, wirtschaftlich selbstständigen Manne zu machen, hat der Zar nicht einzulösen vermocht, angeblich weil die „Herren“ und die „Beamten“ ihn daran verhindert haben — die Verpflichtung, äußersten Falls für den Mensch zu sorgen, ist darum auf dem „Väterchen“ haften geblieben. In Hungerjahren pflegte der Herr zu geben, ohne dafür Gegenleistungen an Arbeit zu fordern: der Zar wird es ebenso machen müssen, denn andre als die gewohnte Arbeit pflegt der russische Bauer nicht zu thun, zumal dann nicht, wenn er — wie jetzt — hungert und wenn er sein Vieh und sein Pferd (falls er ein solches besitzt) verkauft oder vor Jahresfrist dem Stenereintreiber überlassen hat. Wird für den hungernden Bauern nicht gesorgt, so verzweifelt dieser zwar nicht an dem Zaren, wohl aber an denen, die zwischen ihm und seiner irdischen Vorsehung stehen und ihn (den Bauern) bereits einmal (bei Aufhebung der Leibeigenschaft) um die zugebachten Wohlthaten gebracht haben — nämlich an den Herren und den Beamten. Solcher Verzweiflung hat das „schwarze Volk“ zu allen Zeiten dadurch Ausdruck gegeben, daß es gewaltsam nahm, was ihm vorenthalten worden war, und daß es diejenigen tötete, die der volkstümlichen Güterregulierung in den Weg zu treten versuchten. Die Chroniken von Stenka Kasin und von Semeljan Pujatschew wissen davon etwas zu erzählen, obgleich es zu den Zeiten dieser Treflichen noch keine Nihilisten und Volksverführer und keine in das heilige Rußland eingedrungenen „westlichen“ Ideen gab!

An Bajonetten zur Niedersetzung aufständischer Volksmassen fehlt es in Rußland natürlich ebenso wenig wie anderswo. Trotz sonst abweichender Gewohnheiten vermögen aber auch russische Herrscher nicht auf Bajonetten Platz zu nehmen. Wo die gegenwärtige Regierung ihren Platz einzunehmen gedenkt, wenn sie „Intelligenz“ und Volk Rußlands gegen sich und die westlichen Elemente mindestens nicht für sich hat — vermag niemand abzusehen. Seit einem Jahrzehnt befinden sich die Verhältnisse des russischen Staates in dem Zustande einer Spannung, die sich allenfalls ertragen ließ, so lange der Untergrund der Gesellschaft unbeweglich blieb und so lange der bürokratische Apparat auf keine außerordentlichen Proben gestellt wurde. Beide Voraussetzungen scheinen in Wegfall zu kommen, wo die einen hungern und die andern mit ansehen sollen, daß den Hungernden nicht geholfen wird, und daß die allein zu politischer Aktion berechtigte Maschine in diesem Falle ebenso kläglich versagt wie in andern Fällen. Das Beispiel der nach dem Krimkriege eingetretenen Wendung hat gelehrt, wie schnell und unaufhaltsam politische Umschläge sich in Rußland vollziehen und wie wenig dazu gehört, daß die Träger der russischen öffentlichen Meinung sich von einem System ab- und dem andern zuwenden. In diesem aller festen Grundlagen politischer Bildung und Sittlichkeit entbehrenden Lande kennt die Unterwerfung unter einmal ausgegebene Stichworte kein Maß und keine Grenze, sobald solche Stichworte sich erst Gehör zu schaffen vermocht haben. Aus schrankenlosem Gehorsam in schrankenloser Oppositionslust zu fallen, ist in Rußland von alters her Brauch gewesen. Täuschen die Anzeichen nicht, so steht das St. Petersburger Gouvernement

an der Schwelle einer neuen Erfahrung dieser Art — und das unter unvergleichlich schwierigeren Umständen als im Jahre 1856. Der Zeitpunkt des Umschlages läßt sich jetzt noch nicht angeben. Dafür kann als feststehend angesehen werden, daß der Staat, der uns und unsre Verbündeten mit „Kosakenmäßen“ zudecken zu können vermeinte, für Jahr und Tag von jeder auswärtigen Aktion ausgeschlossen ist. Wenn solche Aktion einmal wieder möglich werden sollte, so könnte geschehen sein, daß die Franzosen des Hartens auf das Signal aus Norden inzwischen überdrüssig geworden sind.



## Tifflerische Revue

VON  
Theodor von Cosnossky.

Um ins Schlaraffenland zu gelangen, muß man sich der Sage nach bekanntlich durch eine dicke Mauer von Brei durchheften. Derselben Mühe und Ausdauer, die hierzu nötig wäre, bedarf es auch, um sich durch Marco Brociner's neuestes Buch durchzuarbeiten. Es ist ein Roman und heißt „Radu Gleva“. (Dresden und Wien. Verlag des Univerſum 1892.) Wer das Sensationsdrama „Die Hochzeit von Valeni“ oder Brociner's Roman „Jonel Fortunat“ kennt, aus dem es entstanden ist, der kann sich die Mühe ersparen, „Radu Gleva“ zu lesen, denn der Verfasser hat hier die meisten wichtigeren Personen, die dort vorkommen, zu einem neuen Scheinleben erweckt — von echtem Leben kann bei diesen Schemen überhaupt garnicht die Rede sein —, nur hat er ihnen andre Namen gegeben und sie ein bißchen anders drapiert. So heißt Jonel Fortunat diesmal Radu Gleva, Tschuku: Ditan, Sauba: Lucia, Pia: Julia; auch die übrigen Personen erinnern lebhaft an die „Hochzeit von Valeni“ und vielleicht mehr noch an die zahlreichen rumänischen Geschichten des Verfassers. Aus diesen stammt auch der treffliche Alexander Bobrica, dem Brociner den alten Namen gegeben hat, und den er fast nie erwähnt, ohne dazuzusetzen: „der Chefredakteur der dreimal wöchentlich erscheinenden ‚Bomba‘, eine Bemerkung, die er offenbar für einen famosen Witz hält, da er sie sonst nicht immer wiederholen würde. Überhaupt herrscht im neuen Buche dieselbe Wein- und Ohrfeigenstimmung wie in den andern rumänischen Geschichten Brociner's; seinen Schilderungen nach müssen in Rumänien Käufche bei Hoch und Nieder an der Tagesordnung sein, und muß es Ohrfeigen geradezu regnen.

Um nur ja recht wirksam zu sein, hat Brociner diesmal die krafftesten Effektmittel aufeinander gehäuft und so die „Hochzeit von Valeni“ noch weit überboten. In „Radu Gleva“ werden zwei Personen wahnsinnig, eine wird vom Schlage gerührt, eine andre begeht einen Selbstmordversuch, eine dritte ist glücklicher und schafft sich wirklich ins Jenseits, ein Kind wird von Löwen zerrissen, und Lucia wird erdroffelt. Fürwahr, genug der Greuel, um fünf Kollportage-Romane damit zu versorgen.

Trotzdem bleibt die Geschichte gähnend langweilig. Man charakterisiert sie wohl am treffendsten durch einen in Oesterreich üblichen, zwar nicht klassischen, aber sehr anschaulichen Vergleich, indem man nämlich von ihr sagt: sie zieht sich wie ein Strubeltieg.

Schade, daß Brociner für sein Buch nicht ein Motto gewählt hat! Das passendste wäre: *Crambe repetita!*

Von Ludwig Ganghofer, der mit Brocinerzusammen das Drama „Die Hochzeit von Valeni“ geschrieben, ist nun das älteste erzählende Buch, die Hochlandsgeschichte „Der Jäger von Fall“ in der zweiten Auflage erschienen, illustriert von Hugo Engel. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) Illustrationen zu Erzählungen pflegen sonst plump und geschmacklos zu sein und den feiner fühlenden Leser zu stören, diesem Buche gereichen sie jedoch zur Zierde. Es sind meist kleine, fein ausgeführte Zeichnungen. Überhaupt ist die Ausstattung des Buches sehr geschmackvoll.

Aber nicht nur sein Äußeres, auch sein Inneres verdient Lob. Es ist ein echter Ganghofer und wird allen Freunden von Alpen-, Jäger- und Wildschützen-Geschichten Freude machen. Ganghofer versteht es prächtig, unterhaltend, spannend, lustig und rührend zu erzählen und stets in gefälliger Form. Dadurch machen seine Geschichten den Eindruck der Lebenswahrheit und werden von vielen gleich Defregger's Gemälden als realistisch bezeichnet werden. Der schärfer prüfende Blick jedoch wird erkennen, daß sowohl Defregger's Bilder als Ganghofer's Erzählungen nur den Schein der Lebenswahrheit haben, daß in ihnen thatsächlich ein gutes Stück schönfärbender Romantik steckt und daß die Dinge in Wirklichkeit erheblich weniger glatt ablaufen und erheblich schmutziger und häßlicher sind. Aber damit soll Ganghofer kein ernstlicher Vorwurf gemacht werden, deshalb bleibt er doch ein begabter, liebenswürdiger Erzähler, bleibt er der Defregger der Litteratur.

So trefflich Ganghofer den Dialekt der Äpler zu geben und so verständlich er ihn zu schreiben weiß, was wohl nur der zu würdigen versteht, der die Sprache dieser Leute kennt: einen Fehler macht er beständig. So schreibt er z. B.: „Wann mit ihnen gut bist und sanft.“ so sagen sie aber nicht, sondern sie lassen das Personalpronomen auch in der zweiten Person nie aus und setzen davor noch ein grammatisch ganz unbedeutendes 's'; jener Satz hieße somit richtig, d. h. im Dialekte: „Wann's d' mit ihnen gut bist und sanft!“.

Durchweg jüngeren Datums sind die Geschichten, die Ludwig Ganghofer unter dem Titel „Es war einmal . . .“ gesammelt hat, und die nun ebenfalls in zweiter Auflage mit 85 Illustrationen versehen in demselben Verlage erschienen sind.

Ganghofer bezeichnet sie als „Moderne Märchen“; thatsächlich sind auch einige darunter von märchenartigem Charakter, die meisten aber sind bald traurige, bald heitere Bilder aus dem Leben, teils aus dem ländlichen, teils aus dem städtischen; die ländlichen und von diesen wieder die lustigen Geschichten sind entschieden die bessern, namentlich „Der Biberfranzl“ und „Im Höllenkobel“ sind sehr ergötzlich; von den traurigen Geschichten ist die beste „Die vier heiligen Dreikönige“. Ganghofer ist eben nur auf dem Lande, in den Bergen heimisch, in der Stadt bleibt er fremd, er ist da nicht mehr derselbe, er verliert seine Eigenart und wird schablonenhaft. Alle diese kleinen Geschichten sind indes gut erzählt, aus manchen spricht nicht nur der Erzähler, sondern auch der Dichter; und ganz zeigt sich dieser in dem schönen wehmütigen Gedichte „Es war einmal . . .“, das die Sammlung einleitet; man möchte es als stimmungsvoll bezeichnen, wenn dieser Ausdruck nicht schon so verbraucht wäre. Schade, daß ein Mann, der solches zu dichten vermag, seine Feder in den Dienst der Tagespresse gestellt hat und sie zu Arbeiten gebraucht, die seines Talentes ganz unwürdig sind. Möge er das Feuilletonschreiben andern Schriftstellern überlassen!

Ludwig Hevesi versteht unterhaltend und geistreich zu plaudern, namentlich Reisebeschreibungen weiß er einen besonderen Reiz zu verleihen; auch seine Kunstkritiken, besonders die von Gemälden, sind geistreich und lesenswert: aber als Erzähler ist Hevesi geradezu unfähig. Er ist zwar auch da eigenartig oder besser gesagt eigenunartig, aber die krampfhaften Bocksprünge, die sein fragenhaft verzerrter Humor macht, seine rastlose Jagd nach Wortwüsten können nicht hinwegtäuschen über das gänzliche Unvermögen, einen epischen Stoff zu behandeln, lebenswahr, plastisch zu gestalten. Das zeigt sich wieder so recht deutlich in seinem neuesten Buche „Regenbogen“. — Sieben heitere Geschichten mit Illustrationen von Wilhelm Schulz —, das in demselben Verlage erschienen und ebenso geschmackvoll ausgestattet ist wie die zwei Bücher Ganghofer's. Zu diesen Geschichten ist alles unnatur, von A—Z. Nur ein ganz verdorbener Geschmack kann an ihnen Gefallen finden; jeder andre muß sich geradezu angewidert fühlen. Daß die Wiener Tagespresse über Hevesi's Bücher wahre Lobeshymnen ausstimmt, stellt ihr das übelste Zeugnis aus: entweder hat sie wirklich einen so elenden Geschmack, oder aber — und das ist wahrscheinlicher — ihre Kritiker sind Mitglieder der gegenseitigen Lobesversicherungs-gesellschaft, wie Ferdinand Groß das litterarische manus manum lavat treffend bezeichnet.

Ferdinand Groß ist gleich Hevesi Feuilletonist, er ist nicht so eigenartig wie dieser, aber auch nicht so unnatürlich manieriert. Er ist der Feuilletonist aus dem ff; vielseitig, gestreich,

gewandt, aber auch oberflächlich, flüchtig, manchmal sogar nichtig. Er selbst scheidet das Ephemere seiner Arbeiten einzusehen, wiewohl er sonst keineswegs den Eindruck der Bescheidenheit macht, da er mit Vorliebe von sich spricht; aber die Titel, die er seinen Büchern giebt, deuten darauf: eines heißt „Nichtig und Flüchtig“, ein andres „Kleine Münze“, ein drittes „Blätter im Winde“, das neueste „Im Vorübergehen“, Geschichten und Skizzen. (Leipzig W. Friedrich 1892.) Bei diesen Feuilletons trifft die Bezeichnung „nichtig“ seltener zu als bei den Ältern; es sind zumeist geistreiche Plaudereien, manche von ihnen wären einer eingehenderen Behandlung wert; freilich bleibt es fraglich, ob er auch die Fähigkeit dazu hätte. Man bezeichnet den literarischen Charakter dieses Schriftstellers sowie seine Arbeiten wohl am besten mit französischen Ausdrücken, indem man von ihm sagt, er habe Esprit und seine Werke seien Causeries.

Ein stolzes Herz heißt ein neuer Roman von Robert Byr. (Zena G. Costenoble. 1891.) Das Grundmotiv dieses Buches ist nicht uninteressant und wäre namentlich für die Bühne geeignet: ein junges Mädchen — sie hat das stolze Herz, von dem der Titel spricht — giebt den Liebhaber ihrer verheirateten Schwester für den ihren aus, um deren Ehre zu retten. Natürlich löst sich alles in Wohlgefallen auf, wie es die Familie, für die das Buch ja geschrieben ist, immer haben will. Byr ist eben ein Familiengeschichtensreiber *à l'usage*.

Auch von einem andern Autor, der gleich Byr österreichischer Offizier gewesen, von Ferdinand von Saar, ist ein neues Buch erschienen. Es heißt „Frauenbilder“. Zwei neue Novellen. Der Novellen vierte Sammlung. (Heidelberg, Georg Weis. 1892.) Saar steht entschieden höher als Byr, seine Arbeiten sind viel feiner angeführt, meist frei von starken Motiven, bei besonderer Betonung des psychologischen Moments. Nichtsdestoweniger machen sie den Eindruck des Schwächlichen und lassen ziemlich gleichgültig. Von diesen neuen Novellen gilt das in höherem Grade als von seinen vorletzten „Schicksale“ betitelten, von denen „Leutnant Burda“ vielleicht Saars beste Leistung ist. Warum Saar beide Erzählungen in die unnatürliche Ich-Form gezwängt hat, ist nicht ersichtlich. Daß die Erzähler doch immer wieder diese fatale Technik wählen! In der zweiten Novelle macht sich die Eitelkeit des Autors bemerkbar, indem wiederholt von der Berühmtheit das „Ich“ die Rede ist. Wie kann ein reifer Mann so kindisch eitel sein!

Djiss Schubin hat diesmal nicht weniger als drei Bücher auf einmal in die Welt geschickt: einen dreibändigen Roman und zwei Erzählungen. Eine von diesen heißt „Ein müdes Herz“. (2. Auflage, Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.) Bei so großer Fruchtbarkeit darf man sich natürlich nicht wundern, wenn Schubin wenig Besonderes bietet; es ist ja kaum anders möglich. Das neue Buch enthält die Geschichte einer unglücklichen Künstlerin mit tragischem Ausgange. Der Schauplatz ist Rom und Paris, diese beiden Städte, für die die Verfasserin offenbar eine große Vorliebe hat. Wie bei den meisten neuern Arbeiten Schubin's ist auch an dieser Geschichte das Beste die unverkennbare Eigenart, die alle ihre Erzählungen wie ein seltenes schwüles Parfüm umgiebt. Schade, daß Schubin ihr Talent so maßlos ausnützt! Wenn sie doch einsehen wollte, daß selbst das stärkste endlich verfliegen muß!

Ein ganz ähnliches Thema liegt dem neuesten Buche Ernst Eckstein's zu Grunde, dem Romane „Dombrowsky“. (2 Bde. Dresden und Wien. Verlag des Univerfium. 1892.) Eckstein ist ein Modeautor. Das spricht durchaus nicht für ihn; im Gegenteil: wer den groben Geschmack des großen Lesepublikums kennt, wird mit Mißtrauen an die Lektüre eines Buches herangehen, das einen Schriftsteller dieser Art zum Verfasser hat. Auch daß Eckstein's Roman zuerst in einem Familienblatte erschienen, ist wahrlich nicht danach angethan, dieses Mißtrauen zu verschuchen. Eckstein hat zwar diesmal, wie aus dem Titel hervorgeht, die Bahn verlassen, die von Ebers und Dahn schon so flüchtig ausgetreten worden und auf der auch er mit großem Erfolge gewandelt ist: aber wird er die Gegenwart besser zu behandeln wissen als die Vergangenheit? Geht man mit diesen Gedanken an die Lektüre des Buches, so wird man bald aufs angenehmste überrascht sein und desto mehr, je weiter man liest. Man erwartet, man fürchtet immer, die im deutschen Roman heimische Schablone werde sich doch bemerkbar machen und den günstigen Eindruck zerstören. Sie thut es auch, aber doch nur in der Charakteristik der Nebenpersonen und zum Schluß des Buches. Im großen ganzen darf man dem Roman somit Beifall zollen.

Der Stoff ist zwar ziemlich verbraucht: es handelt sich um einen Ehebruch. Die Handlung ist keineswegs reich, aber trotzdem — mit bezug auf die letzte Meinung: vielleicht — eben deshalb ist das Buch interessant. Das Schwergewicht ruht auf der psychologischen Darstellung des Titelhelden. Sie ist trefflich gelungen, und man muß staunen, daß ein Autor, der bisher bloß dem Geschmack der Menge gehuldigt hat, über so viel feine Seelenkenntnis verfügt und sie so wahrheitsgetreu darzustellen weiß; man kann es darum nur bedauern, daß er dies nicht schon früher gethan hat; und schade ist auch, daß er sich beim Schlusse seiner Erzählung doch von der Schablone hat beeinflussen lassen; die fogenannte poetische Gerechtigkeit verträgt sich durchaus nicht mit der Wahrheit, in diesem Falle ist sie überdies gewaltsam herbeigeführt, also um so weniger wahrscheinlich. Die Gattin des Helden darf nicht am Leben bleiben, denn dieser muß durch ihren Tod für sein Unrecht gestraft werden, also fort mit ihr! Ob's nun lebenswahr ist oder nicht: sie muß sterben! Es wäre interessant, zu wissen, ob Eckstein fühlt, wie sehr dieser Schluß den Wert seines Buches beeinträchtigt, und ob er ihn nur dem Publikum zu liebe so gestaltet hat, oder ob er selbst noch so sehr im Panne einer veralteten und darum unbrauchbaren Ästhetik steht. Nun, jedenfalls hat Eckstein mit diesem Buche den Beweis erbracht, daß er mehr kann als Familienblattgeschichten schreiben und das alte Rom zu einem künstlichen Scheinleben zu erwecken. Führt er so fort, so kann er noch manches Bedeutende schaffen; ob ihm aber dann die Gunst des Publikums treu bleibt, ist allerdings sehr fraglich. Es ist ohnehin nicht unwahrscheinlich, daß es schon an diesem Roman nicht solchen Gefallen finden werde wie an dessen Vorgängern; ja, manche zimperliche Leserin dürfte sich vor der Brutalität einiger Szenen entsetzen. In der That ist es erstaunlich, daß ein Romaneautor es gewagt hat, derlei zu schreiben; aber es ist beileibe nicht tadelnswert, denn diese Szenen sind wahr.

Auch die Form des Romans verdient Beachtung: die Sprache ist frei von Verstößen — ein seltener Vorzug — die der Personen meist natürlich, seltener buchartig. Ein Ausdruck aber, den der Autor selbst gebraucht, fällt störend auf, weil er zur Situation nicht paßt: in einer hochtragischen Szene schreibt er: „mit einem verzweifelten Griff packt er Ottilien beim Schopfe.“ Dieses Wort kann in einer andern, namentlich in einer komischen Szene, sehr wohl an dem Plage sein, hier aber ist's ein Faustschlag für den feinen Geschmack.

Wiest man kurz vor oder nach dem Buche Eckstein's den Berliner Liebesroman „Im Frühlingssturm“ von Heinrich Lovote (Berlin, F. u. P. Lehmann 1891), so kann man zwischen Felix Dombrowski aus jenen und Robert Hansen aus diesen eine gewisse Ähnlichkeit bemerken, die freilich durch den rein äußerlichen Umstand, daß beide bildende Künstler sind, sehr begünstigt wird.

Lovote sagt im Vorworte: „Daß diese kleinen Mädchen und diese oft herzhafte waschlappigen Helden nicht gerade sympathisch sind, mauchem vielleicht herzhafte unangenehm, darüber mache ich mir keinerlei Illusionen. . . Allein darauf ist es mir gar nicht angekommen, nette Menschen zu schildern. Ich wollte ein Stückchen Leben bieten, weiter nichts. Was ich hier gebe, ist eben nichts Andres, als ein wirklich in jeder Hinsicht peinlich getreues Lebensbild, dem nur in vielen Fällen die Brutalität des Ausdrucks fehlt. Jedes darin gesagte Wort ist so gesprochen; jedes Geschehnis hat sich so und nicht anders zugetragen, ich habe nur wiedergegeben, was sich vor meinen Augen abgespielt hat, und wenn man jemandem einen Vorwurf machen kann, so muß man ihn mehr dem Leben machen, das solche Dinge zeitigt, als mir, da ich sie, weil ich einmal nicht anders kann, niedergeschrieben habe.“

Nun, daß er sich einen solchen Stoff gewählt, kann ihm nur Brüderie vorwerfen; daß er ihn wahrheitsgetreu dargestellt hat, wenn auch nicht in dem hohen Grade, wie er sagt, das ist, falls man vom Schlusse absieht, ganz richtig; umrichtig aber ist, daß er von einem „Stückchen“ Leben spricht, das er habe bieten wollen; es ist ein Stück, ein viel zu großes Stück. Der Umfang dieses Stückes ist der größte Fehler des Buches; die Hälfte hätte vollaus genügt. So aber ermüdet es und wird nachgerade langweilig; dieses ewigen Hin- und Herpendelns der Paare zwischen Sopha und Bett muß man endlich überdrüssig werden, und selbst Leser, die solche erotische Szenen lieben, werden damit nicht zufrieden sein, weil sie nicht ausgekostet sind.



Lovote sollte sich das est modus in rebus, sunt certi denique fines vor Augen halten, denn es thut ihm sehr not. Seine Begriffe von Maß und Knappheit scheinen sehr sonderbar zu sein, denn er sagt im Vorwort, er habe alles gestrichen „was ihm nur irgend entbehrlich“ schien. Wie lang muß die Geschichte also in ihrer ursprünglichen Fassung gewesen sein! Das Motto, das Lovote dem Buche vorangestellt hat, sagt in seiner treffenden Derbheit dasselbe wie dieses, nur kürzer und darum besser:

„Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts,  
Geschürzten Leibs, geschminkten Angesichts;  
Nichts haben sie gesundes zu erwidern,  
Wo man sie ansieht, morsch in allen Gliedern.  
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,  
Und dennoch tanzt man, wie die Euder pfeifen.“

Jedenfalls bedeutet dieser Roman, so lebenswahr er im allgemeinen auch ist, im Vergleiche mit Lovote's erstem Buche „Im Liebesrausch“ keinen Fortschritt, im Gegenteil. Vielleicht weiß er im dritten Buche, das er demselben Stoffe, der Kokottenliebe, widmen will, besser Maß zu halten!

Lovote sagt: „die Zeit wird vielleicht bald den Beweis liefern, daß ich noch ganz andre Farben auf der Palette habe.“ Nun, er kann ja ganz gut bei diesen Farben bleiben, wer weiß, ob er mit andern umzugehen versteht; er muß sie nur mit Maß und Abwechslung gebrauchen.

Besser, sowohl dem Stile nach, der bei Lovote doch gar zu nonchalant ist, als dem Inhalt nach, ist „Die Sünde“. Eine Offiziersgeschichte von Georg Eggestorf. (Leipzig, W. Friedrich. 1891.) Man trifft den Namen dieses Autors gleich dem Lovote's unter denen des sogenannten „Jüngsten Deutschland“, und das läßt nicht eben Günstiges erwarten. Das erste Buch allerdings, mit dem Eggestorf in die Öffentlichkeit getreten, die Gedichtsammlung „Von der Lebensstraße“ hat nichts gezeigt, was auf eine Gemeinschaft mit dem jüngsten Deutschland hinwiese: es ist weder brutal noch verrückt, dafür aber herzlich langweilig. Auch das neue Buch ist frei von jenen zwei Eigenschaften, aber auch von der dritten. Es ist nicht langweilig; es ist eine ernste, tüchtige Arbeit von seltener Naturtreue, in einfacher, richtiger Sprache abgefaßt. Nur der Schluß will nicht recht mit der Wahrheit stimmen. Dem Autor war es dabei vielmehr um die ihm folgerichtig scheinende Lösung eines Problems zu thun als um die Rücksicht auf die menschliche Natur, die jedenfalls eine andre Lösung herbeigeführt hätte.

Daß den Erzählern der Schluß doch immer mehr oder weniger mißlingt!



## Litterarische Berichte.

**Report of the Commissioner of Education for the year 1888-89.** Washington: Government printing office 1891. Volume I, LIX. und 669 Seiten (S. 1 bis 669) groß 8; Volume II, VI. und S. 671 bis 1669.

Das „Erziehungs-Bureau“ der Vereinigten Staaten bildet kein selbständiges Ministerium, sondern eine Abteilung des Ministeriums des Innern. „Der Vorstand derselben, der Commissioner of Education, hat keinerlei Exekutivgewalt, sondern im wesentlichen eine akademische Stellung, da die Schule nicht Sache des Landes ist, sondern der einzelnen Staaten, bezw. Gemeinden; auch besteht kein allgemeines Schulgesetz und danach für die Bundesregierung

weder ein Recht zur Leitung, noch ein Anlaß zur Kontrolle der Schule. Die Aufgabe des Kommissioner besteht vielmehr nur darin, anregend und belehrend zu wirken, indem er alles, was auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in den einzelnen Staaten der Union vorgeht, beobachtet und zusammenstellt und anderseits das der Beachtung und Nachahmung Werte in andern Ländern aufsucht und mitteilt. Obwohl ein Zwang nicht geübt werden kann, kommen doch alle Staaten und Gemeinden dem Ersuchen, ihre Schulberichte und Statistiken dem Kommissioner einzureichen, vollständig und pünktlich nach, so daß er im Stande ist, ein Gesamtbild des Schulwesens in den Vereinigten Staaten jährlich in einem um-

fassen Report zu veröffentlichen." Manbert, Langenscheidt's Notwörterbücher, Teil IV: Land und Leute in Amerika. Es möge im Anschluß an diese kurze und treffende Charakteristik der „Jahresberichte“ der C. of Ed. noch erwähnt werden, daß von derselben Ministerial-Abteilung außer den Jahresberichten zahlreiche mehr oder weniger voluminöse Circulars of Information veröffentlicht werden, welche Einzelabhandlungen über die verschiedensten Angelegenheiten des Schulwesens der Vereinigten Staaten enthalten; ferner daß auch die einzelnen Staaten pädagogische Sonderberichte der Öffentlichkeit übergeben. Die Liberalität, mit welcher der Comm. of Ed. seine offiziellen Berichte ausländischen Schulmännern, Behörden und Instituten zugänglich macht, verdient die höchste Anerkennung und den wärmsten Dank, denn diese Schriften besitzen in der That einen sehr hohen pädagogischen und allgemein kulturell-wissenschaftlichen Wert, und zur Erlangung einer gründlichen Einsicht in das Schulwesen der Vereinigten Staaten sind sie selbstverständlich unentbehrlich. Wie schon bemerkt, finden in den Berichten auch die Schulverhältnisse auswärtiger Staaten Berücksichtigung, und zwar in recht eingehender, von großer Sachkenntnis und Unparteilichkeit zeugender Weise. Hier, wie bei fast allen übrigen Materialien, wird gewöhnlich zuerst die geschichtliche Entwicklung behandelt; daran schließt sich die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse, der leitenden Prinzipien, der herrschenden Methoden, der erzielten Resultate, der hervortretenden Vorzüge und Mängel, indem bei passenden Gelegenheiten die einheimischen Verhältnisse zu Vergleichen herangezogen werden. Was die Lektüre des Werkes so angenehm macht, ist nicht nur der belehrende Inhalt und die treffliche stilistische Darstellung, sondern auch der wahrhaft edle, humane, für das Wohl der Schule und der Menschheit begeisterte Ton, der das Ganze durchweht. Da ist keine Spur der Selbstüberhebung und, bei aller Freimütigkeit der Urteile, kein Wort, welches verletzen könnte. — Der außerordentlich reichhaltige Inhalt zerfällt in 35 Hauptkapitel mit zahlreichen Unterabteilungen und nimmt im Inhaltsverzeichnis allein 11 Seiten ein. Kapitel XXXII handelt von der „Erziehung bestimmter Klassen“ (1. Erziehung der Taubstummen und der Blinden, 9 Unterabteilungen; 2. Erziehung der Schwachsinnigen, 6 Unterabteilungen; 3. Erziehung jugendlicher Verbrecher, 5 Unterabteilungen; 4. Erziehung der Farbigen, 12 Unterabteilungen; Umfang des ganzen Kapitels 43 Seiten). Gleich umfassend und eingehend werden alle irgend denkbaren Fragen des Schul- und Erziehungswesens besprochen, und es leuchtet ein, daß von einem derartigen Werke eine auch nur einigermaßen erschöpfende kritische Besprechung hier nicht gegeben werden kann. Eine solche muß den pädagogischen Fachschriften überlassen werden, und diese werden auch im Stande und bereit

sein, dem Erziehungs-Büreau die von ihm gewünschten weiteren Auskünfte und die Berichtigung von Irrtümern zugänglich zu machen. Nachstehende, in wörtlicher Uebersetzung wiedergegebene Probe wird wenigstens eine Anschauung von dem Tone, in welchem das treffliche Werk gehalten ist, zu geben vermögen. Sie ist entnommen aus der von dem gegenwärtigen Kommissioner (William T. Harris, I. L. D.) verfaßten Einleitung, welche in 17 Abschnitten pädagogische Materien in mehr allgemeiner und oberflächlicher Weise behandelt. Der Abschnitt führt die Ueberschrift „Studiengang“ (Course of Study) und lautet, wie folgt:

„Die Vergleichung der Studiengänge zeigt, daß die Franzosen und die Deutschen viel weniger Zeit als die Amerikaner auf das Studium der Rechtschreibung verwenden. Die Besonderheiten der englischen Orthographie machen viel Gedächtnisarbeit notwendig. Würde diese Übung des Gedächtnisses auf den Sachinhalt der Wissenschaft und der Litteratur verwendet, so würde ein Schatz nützlicher Gelehrsamkeit erworben werden, welchen eine spätere Geistesarbeit assimilieren und in Geistesbildung (wisdom) umwandeln würde. Aber das Buchstabierbuch (Abecuch) liefert keine Nahrung für das Denken. Mechanisches Auswendiglernen ist die vielbelagte Eigentümlichkeit unsrer Volksschulen. Es ist einleuchtend, daß dies deren Eigentümlichkeit bleiben muß, so lange englisch sprechende Kinder, wie die Chinesen, die willkürliche Orthographie von mehr als 10000 Wörtern memorieren müssen, ehe sie die Sprache mit Leichtigkeit schreiben können. Aber die Chinesen gewinnen einen soliden Vorteil. Ihre Zivilisation, welche bekanntlich auf der patriarchalischen Form beruht, fordert unbedingten Gehorsam von seiten jeder Person gegen diejenigen, welche durch Alter und amtliche Stellung im Range und Ansehen höher stehen. Das chinesische Kind, indem es die Gestalt und Herstellung des verwickelten Zeichens, welches ein Wort darstellt, auswendig lernt, erzieht sich zu gleicher Zeit zu der Gewohnheit, sich dem zu fügen, was ihm vorgeschrieben ist. Sobald es die 10000 verwickelten Symbole gelernt hat, welche jedem Schreibkundigen nötig sind, hat es zugleich auch die klassischen Schriften memoriert, welche seinem Geiste alle diejenigen Formalitäten einprägen, welche notwendig sind, um seine Achtung und seinen Gehorsam gegen die Älteren und an Rang Höherstehenden zu bezeugen. Sein Geist ist mit Denksprüchen angefüllt, welche ihm die Wichtigkeit dieses Gehorsams einprägen. Zu mechanischen Gewohnheiten der Unterordnung erzogen und unterwiesen, an äußerlich vorgeschriebene Regeln als von einer höheren Autorität herrührend zu glauben, wird der junge Chinese sicherlich konservativ. Der besondere Zug dieser Art von Erziehung ist, daß, je mehr der junge Mensch davon em-

„pfängt, er in seiner konservativen Gesinnung um so fester wird. Die westeuropäische Erziehung strebt im allgemeinen zur Emanzipation von der Autorität. Nur in so weit, als es sich um gewisse konventionelle Elemente handelt, welche mechanisches Gedächtnis erfordern, hat sie die entgegengesetzte Tendenz: die Gewohnheit des Gehorsams gegen äußere Autorität zu stärken. Befürworter der Orthographie-Reform (und diese sind zahlreich und beachtenswert geworden, seitdem die philologische Gesellschaft von Groß-Britannien und der englisch sprechenden Nationen eine verbesserte Orthographie für wünschenswert erklärt hat) haben vielleicht den Einfluß des langwierigen Studiums der Unregelmäßigkeiten der englischen Orthographie nicht gebührend in bezug darauf erwogen, daß es die gebildeten Klassen jener Nationen konservativer macht, als andre Europäer sind. Der Angelsachse erfand die lokale Selbstregierung, nicht durch einen plötzlich auftauchenden glänzenden Gedanken, einen gleichenden Gemeinplatz, der seinen Ursprung bei Gelegenheit einer Unabhängigkeits-Erklärung fand, sondern vielmehr durch das langsame Wachstum von Jahrhunderten versuchter Unterdrückung und Jahrhunderten hartnäckigen Widerstandes, welcher mit Ausgleichen endigte, in denen beide Parteien einwilligten, ihren Eigenwillen zu beschränken und ihren Wünschen eine gemeinsame Abgrenzung zu geben. Ein ungeheurer Negativ von Formalitäten und Gebräuchen (das „gemeine Gesetz“) hat sich herangebildet und wird von allen geachtet. In gleicher Zeit ist es voll von Widersprüchen, eben weil es die Ausgleiche zwischen entgegengesetzten Willensmeinungen darstellt, und ist in keiner Weise das Erzeugnis theoretischer Einsicht, die sich mit Fragen des abstrakten Rechtes befaßt. Die abergläubische Achtung der angelsächsischen Völker für herkömmliche, festgewurzelte Gebräuche bringt sie dazu, ohne Murren das zusammengesetzte Orthographie-System anzunehmen, welches die wirklichen Orthographien der Wörter mehr verbirgt als offenbart.!) Dagegen aber wirkt diese Orthographie auf die Nation in der Weise ein, daß sie alle, denen es gelingt, sich aus der völligen Unbildung einpor zu heben, zu konservativen An-

!) Mit diesem letzteren Gedanken vermag sich Referent nicht einverstanden zu erklären. Gerade das historische Element spielt in der englischen Orthographie eine hervorragende Rolle und bringt viele der auffallendsten Widersprüche zwischen Orthographie und Aussprache hervor. Nebenbei bemerkt: der Konservatismus der Engländer in bezug auf ihre Orthographie — die übrigens bei weitem nicht so schlimm ist wie ihr Ruf — darf einem mit historischem Sprachsinne Begabten sympathischer sein als die kleinmeisterlichen, ruhelosen, verwirrenden Bemühungen unsrer — um mit Vichtenberg zu reden — orthographischen Weltkrieger.

„schauungen erzieht. Wenn wir erwägen, welches die wohlthätigen Wirkungen dieser Achtung vor festgewurzelten Formen sind, so dürfen wir wohl Anstand nehmen zu sagen, daß die auf mechanisches Gedächtniswerk verwendete Zeit im ganzen nicht mehr Vorteil als Nachteil erzeugt hat. Ohne eine allgemein verbreitete Achtung für herkömmliche Gebräuche würden sich die englischen Ansiedler kaum als so gesehenswürdig (law-abiding) erwiesen haben, als es der Fall gewesen ist. Wir können in der That sehen, daß die ununterrichteten Ansiedler auf unsern Grenzländerereien und in unsern Territorien immer zum Lynchverfahren und zu andern Gewaltthaten geneigter sind als die Ansiedler mit Schulbildung. Sei dem, wie ihm wolle, die Probleme der Erziehung sind sicherlich verwickelt, und es ist nicht möglich, die Frage einer Studien-Ordnung oder auch nur einer Unterrichtsmethode zu entscheiden, ohne beständig Bezug zu nehmen auf die Wirkung, welche dadurch auf den Willen und auf die Bildung der Gewohnheiten ausgeübt wird.!) Wir können sehen, daß die deutsch sprechenden Völker großen Nachdruck auf die Vollkommenheit (perfection) der leitenden Zentralmacht legen. Das Ideal ihrer Regierung ist das einer allwissenden Intelligenz, allmächtig innerhalb der Grenzen des Staates, welche die Wohlfahrt des einzelnen Bürgers sichert, ohne ihm irgend einen weiten Wirkungskreis für persönliche Abenteuer oder Wagnisse zu geben. Wahrscheinlich ist dies der Grund, weshalb der Deutsche der inneren Freiheit seiner Schulkinder so viel Spielraum läßt — als ob sie den äußeren Staatszwang, welcher den Bürger mit Schicksalsmanern umgibt, ausgleichen sollte; Schicksalsmanern in der That, aber Mauern eines vernünftigen Fatums, Schranken vernünftiger Thätigkeit. Goethe läßt Egmont sagen: „Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht“. Diese Freiheit ist genügend für den Bürger, welcher den gebahnten Pfad wandelt, aber nicht für den, welcher sich eine neue Laufbahn durchhauen will. Die deutsche Regierung ermutigt Abenteuer und ihre Konsequenzen nicht — sie sind zu kostspielig. 95 auf 100 Abenteuer schlagen fehl, wenn die Laufbahn nicht durch eine lebenslängliche Erziehung vorbereitet ist. Der Angelsachse andererseits hat seit langen Jahrhunderten den persönlichen Unternehmungsgestir ermutigt und den Erfolg durch Monopole und Privilegien belohnt. Das englische Volk ist seit den frühesten Jahrhunderten eifrig bedacht auf individuelle Freiheit und höchst eifersüchtig

!) Dieser sehr richtige Gedanke wird in dem Werke an mehreren Stellen in vielseitiger, gründlicher und höchst anziehender Weise behandelt, z. B. stets bei der Besprechung ausländischer Schulsysteme.

„auf Uebergriffe von Seiten einer zentralisirten  
 „Gewalt. Die Achtung vor dem herkömmlichen  
 „Gebrauche scheint diesem Streben nach  
 „Individualismus zu widersprechen, aber sie  
 „ist in Wirklichkeit dessen Stütze und Grund-  
 „lage. Ohne diese nachdrückliche Wachsamkeit  
 „über die Grenzen, welche dem Eindringen  
 „äußerer Autorität gesetzt sind, würde die  
 „Privatperson nicht so viel Kraft haben, ihre  
 „Freiheit innerhalb jener Grenzen auszuüben.  
 „Das chinesische Princip der Familien-Sub-  
 „ordination läßt eine Sphäre wider Freiheit  
 „innerhalb des Individuums nicht unberührt  
 „und regt daher jene Art der Gegenwirkung  
 „nicht an, welche persönlichen Wagemuth, origi-  
 „nale Erfindungskraft und den freien Gedanken  
 „erzeugt. Erwägen wir dies, so sehen wir,  
 „daß ein Aequivalent in dem Studiengange  
 „vorhanden ist, das auf der Willensseite des  
 „Charakters gesucht werden muß. Dies muß  
 „eben so sorgfältig in Betracht gezogen werden  
 „als die intellektuelle Seite. Es ist noch ein  
 „zweites großes Gebiet vorhanden, auf dem  
 „das mechanische Gedächtnis stark geübt wird,  
 „und das ist das Studium der Grammatiken  
 „und der klassischen Sprachen. Die Beherrschung  
 „von Regeln und Listen von Ausnahmen, von  
 „langen und zahlreichen Paradigmen, von  
 „sonderbaren Redewendungen ist eine arbeitsame  
 „Schulung des Verstandes, so weit die Den-  
 „kraft in Betracht kommt, aber es ist eine  
 „Schulung des Willens, die besonders geeignet  
 „ist, Gewohnheiten der Achtung und überlegter  
 „Rücksichtnahme auf die Rechte und Privilegien  
 „der Mitmenschen zu bilden, seine Gewohnheiten  
 „einer gleichen Beharrlichkeit in bezug auf  
 „die eigenen rechtmäßigen Prärogative. Wir  
 „erwähnen hier die Thatfache, daß das Latei-  
 „nische und das Griechische die Originalsprachen  
 „der beiden alten Nationalitäten sind, welche  
 „die beiden wesentlichen Faktoren unsrer mo-  
 „dernen Zivilisation entdeckt haben: die Grien-  
 „schen erwarbten den Geist und die künstleri-  
 „schen Fähigkeiten, während der Römer auf  
 „der Seite des Willens die Formen inventari-  
 „sirt, welche die Handlungen haben müssen,  
 „um nicht mit dem sozialen Ganzen in Wider-  
 „streit zu geraten. Kurz, der Römer hat der  
 „Menschheit die Formeln des freien Willens  
 „gegeben. Der Einzelwille, welcher den Willen  
 „des sozialen Ganzen angreift, widerspricht sich  
 „selbst, denn der berechtigte (substantial) Wille  
 „ist der Wille des sozialen Ganzen. Dies ist  
 „die Unterscheidung der Freiheit von der Zügel-  
 „losigkeit, und ihr Ausdruck wird dem römi-  
 „schen Geiste verdankt. Die große Bedeutung  
 „der Griechen und der Römer als derjenigen,  
 „welche die Grundpfeiler der modernen Zivi-  
 „lisation liefern, rechtfertigt hinlänglich das  
 „Uebergewicht des Lateinischen und des Grien-  
 „chischen im Studiengange der Jugend. Aber  
 „um die erziehlige Wirkung dieser Sprachen  
 „sorgfältig abzuwägen, müssen wir den Me-  
 „thoden genaue Beachtung schenken, durch die

„sie gelehrt werden: ob durch das Auswendig-  
 „lernen und die Anwendung grammatischer  
 „Regeln oder durch den mündlichen Gebrauch  
 „ohne Grammatik. Es ist daher nach einer  
 „bloßen Kenntnisaufnahme von dem Studien-  
 „gange nicht möglich zu sagen, ob der deutsche  
 „und der französische Schüler im Durchschnitt  
 „zwei oder drei Jahre dem amerikanischen  
 „Schüler voraus sind. Man muß die Lehr-  
 „methoden untersuchen. Wenn der französische  
 „Schüler im Alter von 10 Jahren zum Latein  
 „kommt, während der amerikanische Schüler  
 „es im Alter von 13 Jahren beginnt, so ist  
 „es höchst wahrscheinlich, daß der amerikanische  
 „Schüler eine verschobene Methode anwendet —  
 „vielleicht eher die grammatische Methode als  
 „die Methode, welche den Nachdruck auf den  
 „praktischen Gebrauch der Sprache im Sprechen  
 „und Schreiben legt. Die grammatische Me-  
 „thode ist überwiegend eine Schulung des lo-  
 „gischen Unterscheidungsvermögens. Sie leistet  
 „nicht viel zur Erlangung einer praktischen  
 „Sprachfertigkeit, aber sie ist notwendigerweise  
 „eine schöne Erziehung zur Entwicklung in-  
 „tellectueller Schärfe und herrschaftlicher Geistes-  
 „kraft (directive power). Es ist zu hoffen,  
 „daß eine eindringlichere Vergleichung in be-  
 „zug auf die ausländischen Unterrichtsmethoden  
 „gemacht werden wird, sodas wir die ganze  
 „Fragweite der Frage erkennen können. Wir  
 „müssen vollständig alle erziellichen Werte in  
 „Rechnung stellen, ehe wir die Ergebnisse unsrer  
 „eigenen Schulen denjenigen anderer Nationen  
 „gegenüber abwägen. Aber die aufsteigend  
 „geringeren Leistungen unsrer Schüler sollten  
 „uns zum Nachdenken bringen und uns ohne  
 „Aufschub zu dieser Untersuchung veranlassen.“

Zur richtigen Würdigung dieses Bruch-  
 „stücks möge nochmals daran erinnert werden,  
 „daß es der etwas allgemein gehaltenen Ein-  
 „leitung entnommen ist; daß es keineswegs  
 „als irgendwie besonders charakteristisch be-  
 „trachtet werden soll; endlich daß Referent die  
 „Beurteilung des Gedankeninhalts jedem Leser  
 „überläßt. — Erwähnt sei schließlich, daß die  
 „äußere Ausstattung des Buches, besonders  
 „in typographischer Hinsicht, eine ganz vor-  
 „treffliche ist und daß neben dem detaillirten  
 „Inhaltsverzeichnis ein sehr spezielles alpha-  
 „betisches Register die Benutzung des Wertes  
 „so bequem wie möglich macht. Das Werk ge-  
 „reicht dem Kommissionsler und allen Mitarbeitern,  
 „zu denen mit hervorragenden Beiträgen auch  
 „Damen gehören, zur höchsten Ehre, verdient  
 „die lebhafteste Teilnahme jedes für Menschen-  
 „bildung begeisterten Gebildeten und ist der  
 „Erben eines Washington, eines Benjamin  
 „Franklin in vollem Maße würdig. Es ist er-  
 „hebend, zu sehen, daß die edlen Geister aller  
 „Nationen trotz aller Verschiedenheiten im Ein-  
 „zelnen sich doch zu der Arbeit an der Erziehung  
 „des Menschengeschlechts im wesentlichen in  
 „einmütigem Sinne zusammenfinden.



# Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Becker, A. F., Weltgeschichte.** Neu bearbeitet von Prof. Wilh. Müller. III. Band. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.)
- Bergmann, J., Geschichte der Philosophie I.** (E. C. Mittler & Sohn, Berlin.)
- Brentano, Franz, Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung.** (Dunker & Humblot, Leipzig.)
- Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon.** 2 Bände. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Encyclopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kennigott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlämilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, Lieferung 67 enthält Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. 28. Lfg. — Zweite Abtheilung, Lieferung 69. und 70. enthält Handwörterbuch der Chemie, 49. und 50. Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.** 8. Jahrgang. 18. Band. Paul Henje, das Marienkind. (J. Engelhorn, Stuttgart.)
- Erbe, Karl, Randbemerkungen zu Dr. Wustmann's Allerhand Sprachdummheiten.** (H. Bong & Co., Stuttgart.)
- Familien-Bücherschaz, Neue Folge.** Heft 1—29. (Verlag der Schriftvertriebsanstalt zu Weimar.)
- Fehling, G., Die Bestimmung der Frau.** Ihre Stellung zu Familie und Beruf. (Ferdinand Enke, Stuttgart.)
- Freie Kritik.** 2. Heft. Richard Voh, „Die neue Zeit“. (Litterarische Anstalt, Leipzig.)
- Gottschall, Rudolf von, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.** 6. Aufl. Fg. 18. 19. 20. (Schluß.) (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gottschall, Rudolf von, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.** 6. Auflage. 4 Bände. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gampke, Dr., Ithilo, Der Befähigungsnachweis im Handwerk.** (Gustav Fischer, Jena.)
- Gilbeß, Leo, Der goldene Käfig.** (E. Pierfou's Verlag, Dresden.)
- Jaensch, Theodor, Aus Urda's Born.** (Verein der Bücherfreunde, Berlin.)
- Jonas, Fritz, Schillers Briefe.** Lieferung 1. 2. 3. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)
- Karlweis, C., Ein Sohn seiner Zeit.** (H. Bong & Co., Stuttgart.)
- Köhler, Hermann, Daheim in Gott.** (Fr. A. Berthes, Gotha.)
- Mercator, B., Vier Novellen.** (Fr. Andr. Berthes, Gotha.)
- Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel des Deutschen Zollgebiets,** herausgegeben vom Kaiserl. Statistischen Amt. Januar 1892. (Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.)
- Prochownik, Berthold, Das angebliche Recht auf Arbeit.** (Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.)
- Reimann, C., Abhandlungen zur Geschichte Friedrichs des Großen.** (Fr. Andr. Berthes, Gotha.)
- Schmidt, L., Der philosophische Universitätslehrer, seine Tadel und seine Ziele.** (H. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung, Marburg.)
- Die Heilige Schrift des alten Testaments.** I. Halbband. (J. C. P. Mohr, Freiburg i. B.)
- Siegfried, Adolf, Radicaler Realismus.** (Wilh. Friedrich, Leipzig.)
- Sybel, L. von, Wie die Griechen ihre Kunst erwarben.** (H. G. Elwert'sche Univ.-Buchh., Marburg.)
- The Tauchnitz Magazine, 8., 9.** (Bernhard Tauchnitz, Leipzig.)
- Tolle, Karl Aug., Die Lage der Berg- und Hüttenarbeiter im Oberharze.** (Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.)
- Vierteljahres-Feste zur Statistik des deutschen Reichs,** herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Jahrgang 1892. Heft I. (Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.)
- Tolstoj, Graf Leo N., Der Morgen des Guts herrn.** (Richard Wilhelm, Berlin.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Nachdruck ohne Genehmigung des Verlags ist untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

258210

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100

**14 DAY USE**  
**RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED**  
**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below,  
or on the date to which renewed. Renewals only:  
Tel. No. 642-3403  
Renewals may be made 4 days prior to date due.  
Renewed books are subject to immediate recall.

Due end of Fall Quarter  
subject to recall

OCT 8 1983

REC'D IN JAN 19 1983

AUG 26 1980

FEB 26 1983

REC. CIR OCT 25 83

LD21A-40m-3,'72  
(Q1178810)476-A-82

General Library  
University of California  
Berkeley

J. J. J. J. J.





